

# Schicksals- gemeinschaft

Europas Zukunft  
100 Jahre nach dem  
ersten Weltkriegsende

Ein Rückblick auf die zweitägige Veranstaltung  
der Stiftungen der Sparkasse Leipzig am  
19. und 20. Oktober 2018 auf Schloss Hubertusburg  
in Wernsdorf und dem Mediocampus  
Villa Ida in Leipzig.

# Inhalt

Vorwort	3
Schicksalsgemeinschaft	4
19. Oktober 2018: Schloss Hubertusburg zu Wermisdorf	10
„Wir leben in bewegten Zeiten“	16
„Die Geschichte liefert uns unzählige Beispiele, wie zerbrechlich Frieden sein kann“	22
„Friede ist dort, wo Fernes nahe wird. Und Getrenntes eins.“	24
20. Oktober 2018: Medien-campus Villa Ida in Leipzig	28
„Europa ist ein gemeinsamer Raum des Vertrauens.“	32
„Ein Raum für die notwendige Reflektion und Diskussion“	36
„Nicht Konflikte in den Mittelpunkt stellen, sondern Gemeinsamkeiten erzeugen“	38
„Europa ist unser Friedenskompass“	39
„Der unwahrscheinliche Krieg – Schlafwandelnd in den Untergang“	41
„Der Zweite Weltkrieg im europäischen Gedächtnis“	49
„Wie aus Feinden Freunde wurden – Die Deutsch-Französische Aussöhnung“	57
„Das erste Loch im ‚Eisernen Vorhang‘ – Das Ende der Teilung Europas“	66
„Neue alte Kriege – Die Überlagerung von innergesellschaftlichem und zwischengesellschaftlichem Krieg“	69
„Neue Weltunordnung“	73
Programmübersicht	76
Danksagung	78

# Vorwort

Es geschieht in diesen Tagen wieder häufiger, dass die Geschichte befragt wird: Runde Jahrestage wie das Ende des Ersten Weltkrieges vor 100 Jahren, offiziell mit dem Inkrafttreten des Waffenstillstandes am 11. November 1918 besiegelt, oder die Proklamation der Republik in Deutschland zwei Tage zuvor, rufen Erinnerungen wach und fordern Auseinandersetzung.

Und zugleich sind es die Krisen der heutigen Zeit, die Fragen aufwerfen: Das schrittweise Auseinanderdriften Europas, der Brexit, der lautstarke Ruf nach einfachen Lösungen in einer immer komplexer werdenden Welt, der Aufstieg von Politikern und Parteien, die eben diese einfachen Lösungen scheinbar anbieten, die Verrohung der Sprache in der Auseinandersetzung mit dem politischen Gegner, der Zerfall langlebiger Bündnisse – haben wir das nicht alles schon einmal erlebt?

Die Stiftungen der Sparkasse Leipzig nahmen die Jahrestage ebenso wie die aktuellen Entwicklungen zum Anlass für eine zweitägige Veranstaltung am 19. und 20. Oktober 2018 auf Schloss Hubertusburg in Wermisdorf und im Mediacampus Villa Ida in Leipzig. Neben dem 100. Jahrestag des Endes des Ersten Weltkrieges wirkten sich auch der vor 300 Jahren begonnene 30-jährige Krieg und der 205. Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig auf die Wahl des Veranstaltungsthemas und der Veranstaltungsorte aus.

Im Mittelpunkt von „Schicksalsgemeinschaft – Europas Zukunft 100 Jahre nach dem ersten Weltkriegsende“, so der Name der Veranstaltung, stand die Diskussion über Lehren und Konsequenzen aus den kriegerischen Auseinandersetzungen der Vergangenheit für ein in Frieden und Freiheit geeintes Europa der Zukunft. Über 200 Vertreter aus Wissenschaft, Politik, Wirtschaft, Medien und Gesellschaft nahmen an der Veranstaltung teil. Die Schirmherrschaft hatten I.E. Anne-Marie Descôtes, Botschafterin Frankreichs in Deutschland, und Michael Kretschmer, Ministerpräsident des Freistaates Sachsen, gemeinsam übernommen. Dafür danken die Stiftungen der Sparkasse Leipzig beiden Schirmherren sehr herzlich.

*Dr. Harald Langenfeld  
Vorstandsvorsitzender  
der Sparkasse Leipzig*

# Schicksalsgemeinschaft

## Europas Zukunft 100 Jahre nach dem ersten Weltkriegsende

### Ein Rückblick

„Die Geschichte ist keine Lehrerin, die Geschichte ist ein Orakel: Sie kann uns weiser machen“, sagte der vor allem für sein Buch „Die Schlafwandler – Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog“ bekannte Historiker Sir Christopher Clark auf dem historischen Symposium am 20. Oktober 2018: „Wer sich mit der Geschichte beschäftigt, kann gefährliche Zwangssituationen rechtzeitig erkennen oder ihnen sogar entkommen.“ Die von den Leipziger Sparkassen-Stiftungen organisierte Veranstaltung „Schicksalsgemeinschaft – Europas Zukunft 100 Jahre nach dem ersten Weltkriegsende“ in Leipzig und Wermisdorf, auf der Clarks Sätze fielen, wollte eben eine solche Beschäftigung mit der Geschichte ermöglichen.

Paradoxerweise, so erklärte der Cambridge-Professor während seiner Keynote, sei uns der Erste Weltkrieg heute näher als noch vor 20, 30 oder 40 Jahren: Der „antiquarische Charme“ sei aus der Debatte über diese „Urkatastrophe Europas“ verschwunden, die nicht nur vier große Reiche zerstörte, sondern auch Millionen Menschen das Leben kostete und noch mehr Verwundete zurückließ. „Wirft man ein Auge auf

die Ereignisse der Sommerkrise 1914, dann ist man erstaunt von der hohen, von der rohen Aktualität, von der Modernität des Geschehens“, so Clark. Das Attentat von Sarajevo am 28. Juni 1914 auf den Autokorso mit dem österreichisch-ungarischen Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand, das kriegsauslösende Ereignis, erinnere an Dallas 1963, man habe unwillkürlich „den flackernden Film vom Mord an John F. Kennedy“ vor Augen. Und die Ausführung



*„Wer genauer auf die Botschaften der Geschichte hört, wird schnell erkennen, dass sie eben keine Lehrerin ist, sondern ein Orakel.“ – Prof. Dr. Sir Christopher Clark.*

*Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz*

des Anschlags erfolgte durch eine Gruppe junger Männer, die sich als Selbstmord-Kommando verstanden hätten: Die serbischen Attentäter waren durch ein Milieu radikalisiert worden, das einen Todeskult gepflegt und die Selbstaufopferung verlangt habe, und hatten Zyankali-Tabletten dabei, die sie nach Ausführung ihrer Tat schluckten (und die aber nicht ausreichend wirkten). Zudem seien wir heute stärker sensibilisiert für die geschichtswandelnde Kraft eines einzelnen Ereignisses, eines Terroraktes: Der Angriff auf das World Trade Center 2001 habe uns gelehrt, dies nachvollziehen zu können. Das Ende der bipolaren Welt, wie man sie aus der Zeit des Kalten Krieges kannte, werde uns nun zunehmend bewusst – und auch, was dies bedeutet: „Wir befinden uns, wie die Zeitgenossen des Jahres 1914, in einer zunehmend gefährlicher werdenden multipolaren Welt“, so Clark in Leipzig.

### Europa neu erzählen – und bei A beginnen

Es ist dieses Bewusstsein einer krisenhaften, mit der Zeit vor 100 Jahren durchaus vergleichbaren Situation, die der Veranstaltung der Leipziger Sparkassenstiftungen einen großen Zulauf beschert. Gut 200 Gäste waren gekommen: Der ehemalige sächsische Ministerpräsident Prof. Dr. Kurt

Biedenkopf war ebenso präsent wie der Kommandeur des Ausbildungskommandos Heer, Generalmajor Norbert Wagner, die Bundesverfassungsrichterin Prof. Dr. Christine Langenfeld oder der frühere Bundespolizeipräsident Matthias Seeger.

Auch Vertreter europäischer Fürstenhäuser beteiligen sich an der Veranstaltung – natürlich ist auch für sie das Ende des Ersten Weltkrieges von herausragender Bedeutung: „Unsere Familien haben Europas Geschehnisse bis 1918 über tausend Jahre gelenkt“, stellte Heinrich Prinz von Hannover fest. Seine Familie, die Welfen, gelten als das älteste Fürstengeschlecht

Europas, welches bis ins 8. Jahrhundert zurückzuverfolgen ist. Man müsse sich mit der Vergangenheit auseinandersetzen, um die Zukunft gestalten zu können, ist Franz Friedrich Prinz von Preußen überzeugt, dessen Familie, die Hohenzollern, die drei Kaiser des Deutschen Reiches von 1871 an gestellt hatte. Mit Alexander Prinz von Sachsen und Georg Erzherzog von Österreich waren Repräsentanten von vier ehemals regierenden Kaiser- bzw. Königshäusern anwesend. Für Maximilian Graf zu Solms-Laubach, Begründer der Initiative Fürstenhäuser|Kulturträger, ist die innere Einheit Europas, basierend auf einem christli-

chen Wertefundament, unabdingbare Voraussetzung kulturellen, politischen und gesellschaftlich verantwortlichen Handelns.

Bei kaum einer Familie wird das Ansinnen, eigene Traditionen und Werte einzubringen, um Europa zu stärken, so deutlich wie bei den Habsburgern. Einst die Führer der österreichisch-ungarischen Doppel-Monarchie, finden sich in der Familie in der jüngeren Historie immer wieder glühende Verfechter eines geeinten Europas: Der 2012 verstorbene Otto von Habsburg, ältester Sohn des letzten österreichisch-ungarischen Kaisers, war über 20 Jahre



v.l.n.r.: Barbara Wagner, Generalmajor Norbert Wagner (Kommandeur des Ausbildungskommandos Heer der Bundeswehr), Carla Michel und Nicolaus Herzog von Leuchtenberg.

Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz



v.l.n.r.: Alexander Prinz von Sachsen, Franz Friedrich Prinz von Preußen und Wilhelm von Boddien.

Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

lang Mitglied des Europäischen Parlaments und über Jahrzehnte Kopf der Paneuropäischen Union. Vor fünf Jahren – anlässlich eines von der Kultur- und Umweltstiftung Leipziger Land der Sparkasse Leipzig initiierten Gedenktreffens der europäischen Fürstenhäuser zum 200. Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig – erinnerte Ottos Sohn Georg Erzherzog von Österreich daran, dass die Europäische Union für Sicherheit und Stabilität stehe und „nicht für Banken- und Wirtschaftskrisen.“

2018 ist es Ottos Tochter Walburga Gräfin Douglas, die in Leipzig das eindrücklichste Plädoyer für einen in Vielfalt geeinten Kontinent hält – auch

aus eigenen Lebenserfahrungen heraus: Im August 1989 hatte sie das paneuropäische Picknick an der österreichisch-ungarischen Grenze maßgeblich mitorganisiert, das 661 DDR-Bürgern den verhältnismäßig gefahrlosen Weg nach Westeuropa öffnete – „die größte Flüchtlingswelle seit dem Bau der Mauer“, wie sie berichtet. Sie sei fasziniert gewesen, welche Strahlkraft die Idee eines freien Europas damals entwickelt habe, trägt sie beim Symposium vor: „Die eingeklemmten Menschen im Osten Deutschlands suchten nach einem Loch in der Grenze. Sie haben ihre Häuser, ihre Autos, ihr Leben hinter sich gelassen, um frei zu sein.“ Heute, so erklärte sie bei der Podiumsdiskus-

sion zum Abschluss der Veranstaltung, komme es darauf an, Europa wieder besser zu erklären, das ABC von Europa neu zu erzählen: „Und dabei müssen wir wieder bei A beginnen.“

### **Geschichte als Wühltisch für nationale „Meistererzählungen“**

Wie man aus der „Spirale der inneren Erosion der Europäischen Union“ herausfinden kann, das fragt sich nicht nur Dr. Harald Langenfeld, als Vorstandsvorsitzender der Medienstiftung und der Sparkasse Leipzig Gastgeber der Veranstaltung. In den Tagen von Wermisdorf und Leipzig ist diese Frage stetiger Gesprächsgegenstand: beim Ökumenischen Gottesdienst zum Auftakt, bei der Podiumsdiskussion zum Schluss und ebenso in jeder Pause, in der das offizielle Programm ruht: Ist der Brexit noch zu vermeiden? Welche Rolle kann Deutschland künftig spielen und wie müsste es sich dafür aufstellen – innenpolitisch und außenpolitisch, infrastrukturell und militärisch? Wie sollte sich Europa im Syrienkonflikt verhalten? Was will Putin? Und ist überhaupt noch eine gemeinsame Vision vorhanden zwischen Pragmatikern im Norden und Westen, rechtsnationalen Regierungen im Osten, ökonomischen Spielerpersönlichkeiten im Süden des Kontinents? Gab es sie jemals, diese gemeinsame Vision von Europa? Bräuchte es dafür nicht zunächst eine „gemeinsame Geschichte“?

Dass die keine Selbstverständlichkeit ist, verdeutlichte Sönke Neitzel,



v.l.n.r.: Prof. Dr. Sir Christopher Clark, Walburga Gräfin Douglas und Georg Erzherzog von Österreich.  
Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

Inhaber des Lehrstuhls für Militärgeschichte / Kulturgeschichte der Gewalt am Historischen Institut der Universität Potsdam. Für den Zweiten Weltkrieg hat jede Nation ihr eigenes Narrativ entwickelt: Deutschland habe die Meistererzählung von der handwerklichen Exzellenz der Wehrmacht entwickelt, Großbritannien sich zur „Nation of winners“ erklärt, in Frankreich und Italien wurde der Widerstand gegen die deutsche Besatzung überhöht – und alle Völker und Privatmenschen erzählen vor allem von den eigenen Opfern: „Die Geschichte ist ein großer Wühltisch, aus dem wir uns das passende T-Shirt wählen“, überspitzte der Professor. Natürlich mache solch eine unterschiedli-



Prof. Dr. Sönke Neitzel (Universität Potsdam) referierte über den „II. Weltkrieg im europäischen Gedächtnis“.

Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

che Gewichtung beim Erzählen der Geschichte Sinn, gibt er zu – zumindest aus nationaler Perspektive. Für mehr Verständnis unter den Völkern müsse man sich deshalb zunächst einmal die Mühe geben, die Logik der nationalen Narrative zu verstehen. Und dann dürfen wir uns auch einen differenzierteren Diskurs zutrauen: „Es bringt nichts, ein einfaches Narrativ durch ein anderes zu ersetzen – wir müssen unsere Geschichte öfter auch in Grautönen betrachten.“

### „Ein Muster für die Verständigung“

Perspektivwechsel ist gefragt. Dass dies funktionieren kann, verdeutlicht in Leipzig Konrad Adenauer. Der

Jurist und Politiker heißt nicht zufällig wie der erste deutsche Bundeskanzler: Er ist dessen Enkel – und pflegt dessen politisches Erbe. Vor allem um die deutsch-französische Aussöhnung geht es ihm beim Leipziger Symposium, für das – ein Zeichen der gelungenen Aussöhnung – Sachsens Ministerpräsident Michael Kretschmer und die französische Botschafterin Anne-Marie Descôtes gemeinsam die Schirmherrschaft übernommen hatten. Adenauer erinnert daran, wie bereits nach dem Ersten Weltkrieg die „Erbfeinde“ Deutschland und Frankreich versuchten, den „Tiefpunkt“ ihrer Beziehungen nach dem Versailler Vertrag und der Ruhrbesetzung 1923 zu überwinden. In beiden Ländern



Konrad Adenauer im Gespräch mit Christine Haufe, Honorarkonsulin a. D. der Französischen Republik.

Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

habe man dann begonnen, „in sich zu gehen und die beiderseitigen Beziehungen zu verbessern“ – gipfelnd im Vertrag von Locarno, wo den Kriegsverlierern der Verliererstatus genommen wurde.

Doch spätestens Hitlers Blitzkrieg gegen Frankreich habe dafür gesorgt, dass die deutsch-französischen Beziehungen 1945 vollkommen in Trümmern lagen: „Frankreich ging es in der Folge im Wesentlichen darum, sich vor Deutschland zu schützen“, erinnert Adenauer. Gleichwohl habe es auch schnell auf beiden Seiten Bemühungen gegeben, aus der Sackgasse herauszukommen. In Deutschland fürchtete man dann den Präsidenten Charles de Gaulle als Nationalisten: „Er war nicht als Freund Europas bekannt.“ Doch ein gemeinsames Fundament aus humanistischen Grundlagen und ähnlichen Wertvorstellungen hätten die Annäherung zwischen Kanzler Adenauer und dem Präsidenten möglich gemacht, gipfelnd im Elysee-Vertrag, für den Enkel Konrad Adenauer „ein Muster für die Verständigung zwischen lange verfeindeten Völkern.“

### **„Keineswegs eine Zukunft des dauerhaften und ewigen Friedens“**

So gibt die deutsch-französische Geschichte Anlass zur Hoffnung, dass die Gemeinsamkeiten die Unterschiede überwiegen, historische Konflikte überwunden werden können? Politikwissenschaftler Herfried



*Prof. Dr. Herfried Münkler vermutete in seinem Vortrag, „dass die Kriege der Zukunft wahrscheinlich dem Dreißigjährigen Krieg ähnlicher sein werden als den Kriegen der so genannten Westfälischen Ordnung.“*

*Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz*

Münkler geht keineswegs davon aus, dass wir uns „in eine Zukunft des dauerhaften und ewigen Friedens hinein bewegen“: Er spricht über die „Kriege der Zukunft“, die er kommen sieht. Doch auch hier könne man die Geschichte befragen. „Ich gehe davon aus, dass diese Kriege der Zukunft dem 30-jährigen Krieg ähnlicher sein werden als den Kriegen der sogenannten Westfälischen Ordnung.“ Letztere waren Auseinandersetzungen, die auf eine Entscheidungsschlacht hinausliefen, die „ein militärischer Fingerzeig in Richtung der Führung von Friedensverhandlungen“ sein sollte. Entscheidung auf dem Schlachtfeld

statt eines jahrzehntelangen Erschöpfungskampfes – das sei in der Westfälischen Ordnung eine Lehre aus dem 30-jährigen Krieg gewesen: Andernfalls machte Krieg als Mittel der Politik keinen Sinn, sondern wurde zu einem Monster, das sich verselbständigte. Immerhin 300 Jahre habe man sich in Europa auf diese Formel verständigt.

Doch im 20. Jahrhundert seien zunehmend Kriege zurückgekehrt, die dem 30-jährigen Krieg ähnelten, hat Münkler beobachtet: Sie dauerten lang und endeten erst, nachdem alle erschöpft waren. Innergesellschaftliche und zwischenstaatliche Konflikte überlagerten sich, so dass Sieg und Niederlage existenzielle Dimensionen annahmen. Und schließlich ginge es bei solchen Kriegen immer auch um Hegemonialkonflikte, an deren Ende ganze Ordnungssysteme verändert wurden: „In ihnen werden also nicht nur Entscheidungen für den Tag und die Stunde, sondern für Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte getroffen. Solche Kriege haben also etwas Definitives – und keine der beteiligten Mächte kann sich damit beruhigen, das jetzt eingetretene Ergebnis des Krieges sei bloß provisorisch und könne bei nächster Gelegenheit revidiert werden“, so Münkler.

Auch der Erste und Zweite Weltkrieg könnten so betrachtet werden. In jüngerer Zeit seien solche Entwicklungen auf dem Balkan zu beobachten gewesen, in der Ukraine, in der Türkei, im Kaukasus, in Afghanistan oder



im Nahen Osten: Sie beginnen mit der Frage, wer eigentlich das Sagen hat, und konfessionellen Spaltungen, die schnell für eine Internationalisierung des Konflikts sorgen. Die Ausweitung von Herrschaftsgebieten komme damit beinahe automatisch hinzu, schließlich spielten Hegemonialkonflikte hinein – und führten zu lang anhaltenden, schwer zu beruhigenden Konflikten. Die Geschichte also als Lehrerin? „Das heißt jetzt nicht, dass wir eine Analogie haben. Aber es heißt nach dem definitiven Ende der Westfälischen Ordnung, dass wir jetzt eine Situation haben, in der wir vermutlich aus der Beschäftigung mit Kriegen vom Typ 30-jähriger Krieg mehr für die Gegenwart lernen können als aus der Beschäftigung mit den klassischen Staatenkrieg.“

### „Nicht nur der Krieg, auch der Frieden verfügt über eine lange und tiefe Geschichte“

Die Geschichte ist keine Lehrerin, sie ist ein Orakel: „Woher kommen wir? Wohin wollen wir? Das sind große Fragen, die wir auch nicht abschließend beantworten können – aber hoffentlich gehen wir auf einem höheren Niveau ratlos aus dieser Veranstaltung heraus“, hatte Sönke Neitzel nach dem Symposium zusammengefasst. An einen Fakt erinnerte auch Christopher Clark, zurückblickend auf den ersten der beiden Veranstaltungstage: „Es war besonders schön, das Hubertusburger Schloss kennenlernen zu können,



Das Weismesdorfer Schloss Hubertusburg war Schauplatz des ersten Veranstaltungstages und ist der historische Ort des Hubertusburger Friedens von 1763. Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

weil für mich dieses Schloss wichtig ist als der Ort eines Friedens – kein Schauplatz des Krieges, sondern der Ort, wo der Siebenjährige Krieg beendet wurde durch einen Friedensschluss. Daran sieht man, dass nicht nur der Krieg, sondern in Europa auch der Frieden über eine lange und tiefe Geschichte verfügt.“

Alexander Prinz von Sachsen hob die inhaltliche Qualität der Vorträge und Gespräche hervor: „Ich finde die Ergebnisse dieser einmaligen Veranstaltung so interessant und in einigen Punkten überraschend, dass ich mir wünsche, dass diese einer breiteren Öffentlichkeit zur Verfügung

gestellt werden, damit möglichst viele Menschen an diesen Ergebnissen teilhaben können“.

# 19. Oktober 2018

## Schloss Hubertusburg zu Wermisdorf

### Ökumenischer Gottesdienst – Serenade

Mit einem Ökumenischen Gottesdienst in der Kapelle des Schlosses Hubertusburg in Wermisdorf wurde die Veranstaltung „Schicksalsgemeinschaft“ der Stiftungen der Sparkasse Leipzig am 19. Oktober 2018 eröffnet.

Am ersten Veranstaltungstag stand vor allem die deutsch-französische Geschichte im Mittelpunkt: Von der „Erbfeindschaft“ der beiden europäischen Völker, die sich im Zuge der napoleonischen Herrschaft entzündete und im Laufe zweier Jahrhunderte immer neue Kriege anheizte, bis zur Aussöhnung nach dem Zweiten Weltkrieg lässt sich die Geschichte der benachbarten Völker zeichnen – ein Beispiel dafür, wie eng die europäischen Völker miteinander verbunden sind und wie die europäische Integration vorangetrieben werden kann.

Wermisdorf und Schloss Hubertusburg wurden dabei mit Bedacht als Veranstaltungsort ausgewählt: Die kurfürstliche, später königliche Jagdresidenz Hubertusburg ist ein Ort des Friedens ebenso wie ein Ort des Krieges. Hier wurde 1763 zwischen Preußen, Österreich und Sachsen der „Frieden von Hubertusburg“ geschlossen, der den Siebenjährigen Krieg auf deutschem Gebiet

beendete. 50 Jahre später, im Zuge der antinapoleonischen Befreiungskriege und insbesondere vor und nach der Völkerschlacht bei Leipzig im Oktober 1813, war Hubertusburg mehrfach Lazarett für sächsische, für französische, wohl auch für russische Soldaten: Tausende Opfer dieser Zeit liegen hier begraben. Für sie und auch alle übrigen Opfer von Kriegen wurde am sogenannten „Franzosengrab“, einem Gedenkstein an der Stelle eines früheren Massengrabes, ein Kranz niedergelegt.

Überdies ist Hubertusburg Gründungsort des „Militär-St.-Heinrichs-Ordens“: Kurfürst Friedrich August II. rief ihn anlässlich seines 40. Geburtstages 1736 ins Leben – als höchste Auszeichnung für militärische und kriegerische Verdienste im Kurfürstentum und späteren Königreich Sachsen – und in dieser Form der älteste Verdienstorden des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation und des Deutschen Kaiserreiches. Zahlreiche Mitglieder des St. Heinrichs Ordens e. V. mit ihrem Ordensherrn Alexander Prinz



Der Militär-St.-Heinrichs-Orden wurde 1736 durch Kurfürst Friedrich August II auf Hubertusburg gegründet. Im Bild ist das alte Wappen des Ordens zu sehen. Foto: Little Wizard Film – und Medienproduktion/Steffen Bendix



Generalvikar Andreas Kutschke eröffnete den ökumenischen Gottesdienst.  
Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz



Zahlreiche Mitglieder des St. Heinrichs Ordens nahmen ebenfalls teil (v.l.n.r.): Alexander Prinz von Sachsen (Ordensherr), Prof. Dr.-Ing. Hans J. Naumann, Gabriele von Boddien und Wilhelm von Boddien (Geschäftsführer des Fördervereins für den Wiederaufbau des Berliner Schlosses e. V.).  
Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz



Blick in die Kapelle von Schloss Hubertusburg in Wernsdorf kurz vor Beginn des ökumenischen Gottesdienstes.  
Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz



Stephan Seeger, Direktor Stiftungen der Sparkasse Leipzig, begrüßte die Gäste des ökumenischen Gottesdienstes in der Kapelle St. Hubertus Wernsdorf.

Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

von Sachsen an der Spitze waren zu den Veranstaltungen am Gründungsort ihres Ordens gekommen. Nicht zuletzt sollte die Veranstaltung auf Schloss Hubertusburg auch an die Förderung der Sanierungsarbeiten in der Kapelle durch die Sparkassenstiftung für die Region Torgau-Oschatz erinnern und auf die noch notwendigen Arbeiten im und am Schloss – und die dafür nötige Unterstützung – aufmerksam machen.

Der Ökumenische Gottesdienst wurde von Generalvikar Andreas Kutschke (Bistum Dresden-Meißen)

und Oberlandeskirchenrat Dr. Peter Meis (Evangelisch-Lutherische Landeskirche Sachsens) in Vertretung ihrer jeweiligen Bischöfe zelebriert. Generalvikar Andreas Kutschke erklärte zu Beginn des Gottesdienstes: „Wir erinnern uns hier an vergangene Konflikte. Wir tun dies aus einer Zeit des Friedens heraus – des Friedens bei uns. Zugleich wissen wir um die Konflikte anderswo und wir wissen um die Zerrissenheit der Meinungen bei uns.“ In seiner Predigt gemahnte Oberlandeskirchenrat Dr. Peter Meis, dass die Erinnerung

ein wesentlicher Bestandteil der abendländisch-christlichen Kultur ist: „Nicht nur alle Feste werden so begründet, sondern auch schlimmen Ereignissen wird so gedacht.“ Die biblische Botschaft vom Grenzen überwindenden Frieden sei nicht nur „naive Anmutung aus der Kategorie der Herzensfrömmigkeit.“ Stattdessen müsse jeder Mensch selbst Verantwortung für die Gegenwärtigkeit des Friedens übernehmen.“ Musikalisch umrahmt wurde der Gottesdienst durch die Sächsische Bläserphilharmonie sowie Landeskirchenmusikdirektor Markus Leidenberger an der Orgel.

Stephan Seeger, Direktor Stiftungen der Sparkasse Leipzig, sieht vom Brexit über die Entfremdung zwischen Europa und Amerika und der Abkehr von EU-Mitgliedsstaaten von europäischen Werten zahlreiche Probleme für die europäischen Völker, „die die Haltung ebenso wie die Handlungsfähigkeit jedes Menschen, jeder Kommune, jedes einzelnen europäischen Staates und vor allem der Europäischen Gemeinschaft in ihrer Gesamtheit herausfordern“, wie er in seinem Grußwort zum Beginn der zweitägigen Veranstaltung sagte: „Doch was wir erleben, ist das Gegenteil einer Suche nach einer gemeinsamen – nach einer europäischen – Antwort.“ Mit Blick auf Deutschland stellte er fest: „Schlafwandler sind nicht ausgestorben. Mir scheint zum Beispiel die Daseinsvorsorge im Umgang mit unserer äußeren Sicher-



1. Reihe v.l.n.r.: Georg Erzherzog von Österreich, Franz Friedrich Prinz von Preußen, Rita Meis, Ministerpräsident a. D. Prof. Dr. Kurt Biedenkopf und Gisela Prinzessin von Sachsen. 2. Reihe v.l.n.r.: Andreas Koch, Vorstand der Sparkasse Leipzig und Landrat a. D. Michael Czupalla, Vorstandsvorsitzender der Sparkassenstiftung Torgau-Oschatz.  
Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz



Nach dem ökumenischen Gottesdienst wurde der Gedenkkranz am „Franzosengrab“ niedergelegt. In der Bildmitte ist Wolf-Dieter Schmidt (Präsident des Interessenvereins Völkerschlacht bei Leipzig 1813 e. V.) mit historisch unifor



Historisch uniformierte Darstellungstruppen – im Bild sind bayerische Infanteristen sowie verschiedene Reiter zu sehen – rundeten das Bild der Serenade ab.  
Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz



Das Luftwaffenmusikkorps der Bundeswehr aus Erfurt führte unter der Leitung von Hauptmann Tobias Wunderle – beginnend mit dem „Marsch des Yorck'schen Korps“ (Beethoven) über u. a. den „Deutschen Regimentsmarsch“ bis hin zur „Europahymne“ – eine Serenade zur „blauen Stunde“ auf.

Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

heit in den vergangenen Jahren geradezu sträflich vernachlässigt worden zu sein. [...] Wir müssen uns darauf besinnen, wofür eine Armee da ist – und diesen Zweck gilt es im Sinne einer effizienten europäischen Friedenssicherung so schnell wie möglich herzustellen.“ Dies gelte nicht nur für die Politik, sondern ebenso für die deutsche Bevölkerung insgesamt, die die Bundeswehr vor allem dann wertschätze, wenn sie bei Naturkatastrophen hilfreich bereitstehe.

„Ein geeintes Europa ist wichtiger denn je“, erklärte Franz Friedrich Prinz von Preußen: „Im alten deutschen Spruch, dass man seine Vergangenheit kennen muss, um die Zukunft zu gestalten, steckt viel Wahrheit.“ Konrad Adenauer lobte den „würdigen Gottesdienst“. Eine Veranstaltung wie die der Sparkassenstiftungen nehme er sehr gerne wahr – auch zur eigenen historischen Fortbildung. Ähnlich äußerte sich Prof. Dr.-Ing. Hans J. Naumann,

Unternehmer und 2. Vorsitzender des St. Heinrich Ordens: „Als ältester sächsischer Ritterorden haben wir heute in Wermisdorf die Schirmherrschaft für einen der jüngsten deutschen Orden, den Kommandant-Prendel-Orden, übernommen. Deshalb ist es für mich eine Selbstverständlichkeit, an dieser Veranstaltung teilzunehmen.“

Am Abend wohnten die Teilnehmer der Veranstaltung gemeinsam mit

zahlreichen Bürgern von Wermisdorf und Umgebung im Innenhof von Schloss Hubertusburg einer Serenade des Luftwaffenmusikkorps der Bundeswehr aus Erfurt unter Leitung von Hauptmann Tobias Wunderle bei. Die Serenade rundete so mit dem Abspielen der Marseillaise, des Deutschlandliedes und der Europahymne den offiziellen Teil des ersten Veranstaltungstages ab. Nach der Begrüßung durch den Hausherrn Lorenz Eskildsen, endete der Abend für die Gäste mit einem festlichen Abendessen in der weit über die Region hinaus bekannten Gänsefarm Eskildsen.

## Auftakt

Marsch des Yorck'schen Korps  
*Ludwig van Beethoven (1770-1827)*

## Serenade

Deutschmeister Regimentsmarsch Nr. IV  
*Wilhelm August Jurek (1870-1934)*

Le régiment de sambre et meuse  
*Robert Planquette (1848-1903), Arr.: Louis-Philippe Laurendeau*

Marsch der kursächsischen Leibgarde „Der Kesselsdorfer“

Marsch des Soldaten Robert Bruce  
*Melodie aus Schottland, Arr.: Bernd Classen*

Marsch des Herzogs von Braunschweig (1806)

Nun danket alle Gott  
*Martin Rinckart (1586-1649)*

## Hymnen

La Marseillaise

Deutschlandlied  
*nach Joseph Haydn (1732-1809)*

Europahymne  
*nach Ludwig van Beethoven (1770-1827)*

## „Wir leben in bewegten Zeiten“

**Grußwort von Stephan Seeger** (Direktor Stiftungen der Sparkasse Leipzig) anlässlich des Ökumenischen Gottesdienstes am 19. Oktober 2018 in der Kapelle des Schlosses Hubertusburg zu Wermisdorf

*Es gilt das gesprochene Wort.*

Sehr geehrter Herr Generalvikar Kutschke,

Sehr geehrter Herr Oberlandeskirchenrat Dr. Meis,

mein erster Gruß und Dank gilt Ihnen beiden als Zelebranten des heutigen ökumenischen Gottesdienstes!

Ich freue mich sehr, Herrn Ministerpräsidenten Prof. Dr. Kurt Biedenkopf begrüßen zu dürfen.

Sehr geehrte Damen und Herren des Konsularischen Korps, seien Sie herzlich willkommen.

Ich begrüße die Abgeordneten des Deutschen Bundestages, des sächsischen Landtages sowie der kommunalen Parlamente.

Es ist mir eine wiederholt hohe Ehre und erneute Freude,

Seine Kaiserliche Hoheit Georg Erzherzog von Österreich,

Ihre Königlichen Hoheiten Alexander und Gisela Prinz und Prinzessin von Sachsen mit ihren Söhnen Prinz Maurizio und Prinz Clemens,

Seine Königliche Hoheit Franz Friedrich Prinz von Preußen,

Ihre Königlichen Hoheiten Heinrich und Thyra Prinz und Prinzessin von Hannover,



Generalvikar Andreas Kutschke (Bistum Dresden-Meißen) und Oberlandeskirchenrat Dr. Peter Meis (Evangelisch-Lutherische Landeskirche Sachsens) zelebrieren in Vertretung ihrer jeweiligen Bischöfe zum Auftakt der Veranstaltung „Schicksalsgemeinschaft – Europas Zukunft 100 Jahre nach dem ersten Weltkriegsende“ einen ökumenischen Gottesdienst, der an die Opfer der Völkerschlacht und nachfolgender Kriege erinnert.

*Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz*

Seine Durchlaucht Nikolaus Herzog von Leuchtenberg mit Frau Carla Michel,

Ihre Erlauchten Maximilian und Ursula Graf und Gräfin zu Solms-Laubach mit Sohn Graf Cedric und Tochter Gräfin Fionna begrüßen zu dürfen!

Sehr geehrte Herren Generale und Oberste a. D., sehr verehrte Damen, stellvertretend für Sie alle, die Sie zu unserer Freude so zahlreich erschienen sind, begrüße ich den ehemaligen Generalinspekteur der Bundeswehr, Herrn General Hans-Peter von Kirchbach,

Aus den Reihen der Aktiven begrüße ich den Kommandeur des Ausbildungskommandos Heer Herr General Norbert Wagner mit seiner Ehefrau sowie den – aus dienstlichen Gründen etwas später zu uns stoßenden – Kommandeur des Landeskommandos Sachsen Herr Oberst Klaus-Werner Finck mit seiner Ehefrau.

Ein besonderer Willkommensgruß gilt unseren Referenten des morgigen Tages, Walburga Gräfin Douglas, Herrn Prof. Dr. Sir Christopher Clark, Herrn Prof. Dr. Sönke Neitzel, Herrn Konrad Adenauer und unserem





v.l.n.r.: Alexander Prinz von Sachsen, Georg Erzherzog von Österreich, Franz Friedrich Prinz von Preußen und Paul Clemens Prinz von Sachsen kurz vor Beginn des ökumenischen Gottesdienstes.

Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz



v.l.n.r.: Ursula Gräfin zu Solms-Laubach, Maximilian Graf zu Solms-Laubach, General a. D. Hans-Peter von Kirchbach (Generalinspekteur a. D. der Bundeswehr), Carla Michel, Nicolaus Herzog von Leuchtenberg, Thyra Prinzessin von Hannover, Heinrich Prinz von Hannover, Generalmajor Norbert Wagner (Kommandeur des Ausbildungskommandos Heer der Bundeswehr), Barbara Wagner, Matthias Müller (Bürgermeister der Gemeinde Wermisdorf) und Stephan Seeger (Direktor Stiftungen der Sparkasse Leipzig).

Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

Moderator Herr Andreas Platthaus von der Frankfurter Allgemeinen Zeitung.

Es ist mir eine Ehre, den Direktor des Borodino-Museums, Herrn Igor Korneev, begrüßen zu dürfen,

Herzlich willkommen heiße ich die Herren Staatsminister a. D. Dr. Horst Metz und Dr. Rolf Jähnichen mit ihren Damen.

Ebenso begrüße ich Herrn Kai Emanuel, Landrat des Landkreises Nordsachsen, Beiratsvorsitzender

unserer Sparkassenstiftung für die Region Torgau-Oschatz, und Herrn Henry Graichen, Landrat des Landkreises Leipzig, Stiftungsratsvorsitzender unserer Kultur- und Umweltstiftung Leipziger Land der Sparkasse Leipzig, mit seiner Ehefrau.

Für die Damen und Herren Oberbürgermeisterinnen und Oberbürgermeister, Bürgermeisterinnen und Bürgermeister, Behörden- und Amtsleiter begrüße ich stellvertretend den Bürgermeister unserer gastgebenden Gemeinde Wermisdorf, Herrn Matthias Müller.

Vom Vorstand unserer Sparkasse begrüße ich sehr herzlich Herrn Andreas Koch und Herrn Heinrich Brendel.

Ich begrüße Herrn Polizeipräsidenten Bernd Merbitz sowie Herrn Bundespolizeipräsidenten a. D. Matthias Seeger.

Ein herzliches Willkommen gilt meiner Vorstandskollegin und Vorsitzenden des Vorstandes der Kultur- und Umweltstiftung Leipziger Land, Gabriele Greiner, und meinem Vorstandskollegen und Vorsitzenden des



*Gisela Prinzessin von Sachsen trug mit ihrer Lesung aus dem ersten Buch Samuel (1 Sam 4, 1b-11) zur Ausgestaltung des ökumenischen Gottesdienstes bei.*

*Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz*

Vorstandes der Sparkassenstiftung für die Region Torgau-Oschatz, Herrn Landrat a. D. Michael Czupalla.

Sehr geehrte Damen und Herren Mitglieder des Verwaltungsrates der Sparkasse Leipzig, Vorstände und Stiftungsräte unserer drei Sparkassenstiftungen,

verehrte Mitglieder des St. Heinrichs Ordens und des Kommandant-Prenedel-Ordens,

meine sehr verehrten Damen und Herren,



*Bernd Merbitz (Leipzigs Polizeipräsident a. D.) im Gespräch mit Staatsminister a. D. Dr. Horst Metz.*

*Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz*

wir leben in bewegten Zeiten. Der überwältigende Zuspruch auf die Einladung der Stiftungen der Sparkasse Leipzig zu unserer Veranstaltung „Schicksalsgemeinschaft“ – Sie haben es an meiner langen Liste der zu Begrüßenden ablesen können – scheint dies zu bestätigen. In den kommenden beiden Tagen wollen wir gemeinsam die europäische Vergangenheit befragen, um nach Antworten auf diese bewegten Zeiten und vor allem für die Zukunft Europas zu suchen.

Als wir vor über 15 Monaten begonnen haben, diese Veranstaltung zu planen, deutete sich bereits vieles von dem an, was uns heute bewegt: ob Brexit, die Entfremdung zwischen Europa und den USA, die Entwicklung des NATO-Partnerlandes Türkei zur Autokratie, der Konflikt in der Ost-Ukraine und um die Krim oder eine mehr oder weniger ausgeprägte nationale Abgrenzungspolitik insbesondere in den osteuropäischen Staaten der



*v.l.n.r.: Franz Friedrich Prinz von Preußen, Dr. Gundela Metz und Landrat a. D. Michael Czupalla, Vorstandsvorsitzender der Sparkassenstiftung Torgau-Oschatz.*

*Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz*

EU – all diese Entwicklungen fordern die Haltung ebenso wie die Handlungsfähigkeit jedes Menschen, jeder Kommune, jedes einzelnen europäischen Staates und vor allem der Europäischen Gemeinschaft in ihrer Gesamtheit heraus.

Doch was wir erleben, ist das Gegenteil einer Suche nach einer gemeinsamen – nach einer europäischen – Antwort auf diese Herausforderungen. Stattdessen erleben wir ein Auseinanderdriften der europäischen Völker. Wir erleben, wie Grenzen geschlossen und wie gemeinsame Grundwerte in Frage gestellt oder unterwandert werden.

Auf den Tag genau vor 205 Jahren tobte hier in unserer Region die Völkerschlacht bei Leipzig. Der Niederlage Napoleons folgte über mehr als ein Jahrhundert ein stetiger Wechsel aus erbitterten Kriegen und unsicherem Frieden. Gleichzeitig begann damals auch der Begriff der „Erbfeindschaft“



v.l.n.r.: Petra Rohrwacher, Klaus-Michael Rohrwacher (Vorsitzender des Fördervereins Völkerschlachtdenkmal e. V.) und Staatsminister a. D. Dr. Rolf Jähnichen.

Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

zwischen Franzosen und Deutschen sich Bahn zu brechen, die schließlich in der europäischen Apokalypse, den Ersten Weltkrieg, mündete und mit dem Untergang des Alten Europas endete. Und die erst mit dem Ende eines weitaus verheerenderen Zweiten Weltkriegs und der schrittweisen Aussöhnung der beiden europäischen Völkern endete.

Doch für einen großen Teil unseres Kontinents sollte es noch länger – nämlich bis zum Fall des Eisernen Vorhangs 1989 – dauern, bis auch für die Menschen dort ein Leben in einem im Frieden geeinten Europa Wirklichkeit werden konnte.

An diese Ereignisse und an die deutsch-französische Historie – an die kriegerischen ebenso wie an die friedlichen Zeiten – wollen wir uns in diesen Tagen erinnern. Das deutsch-französische Verhältnis von der „Erbfeindschaft“ bis zur Aussöhnung wird uns vor allem heute



Ministerpräsident a. D. Prof. Dr. Kurt Biedenkopf (Mi.) im Gespräch mit Georg Erzherzog von Österreich (li.) und Alexander Prinz von Sachsen.

Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

durch unsere Veranstaltung begleiten. Deshalb freue ich mich außerordentlich, dass Ihre Exzellenz Anne-Marie Descôtes, Botschafterin Frankreichs in Deutschland, und Michael Kretschmer, Ministerpräsident des Freistaates Sachsen, gemeinsam die Schirmherrschaft für unsere Veranstaltung übernommen haben.

Dass wir uns für unsere Veranstaltung heute hier in Wermisdorf, auf Schloss Hubertusburg eingefunden haben, hat mehr als einen Grund. Die kurfürstliche, später königliche Jagdresidenz Hubertusburg ist ein Ort des Friedens ebenso wie ein Ort des Krieges: Hier wurde 1763 zwischen Preußen, Österreich und Sachsen der „Frieden von Hubertusburg“ geschlossen, der den Siebenjährigen Krieg auf deutschem Gebiet beendete. Es ist von einer gewünschten und von uns erhofften Symbolik, dass uns die Repräsentanten der damaligen Entscheidungsträger der Konfliktparteien heute die Ehre Ihrer Anwesenheit geben.



Im Mittelpunkt der Veranstaltungen in Wermisdorf stand das Gedenken an die Opfer vergangener Kriege – für diese wurde ein Kranz am sogenannten „Franzosengrab“ – einem Massengrab aus der Zeit der Völkerschlacht in der Nähe der Hubertusburg – niedergelegt. Der Kranz wurde während des Gottesdienstes in der Schlosskapelle aufgestellt.

Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

50 Jahre nach dem Hubertusburger Frieden, im Zuge der „Befreiungskriege“ und insbesondere vor und nach der Völkerschlacht bei Leipzig, war das Schloss mehrfach Lazarett für sächsische, für französische, wohl auch für russische Soldaten: Tausende Opfer dieser Zeit liegen hier begraben. Wir wollen der Kriegsoffer gemeinsam gedenken, daher auch der Gedenkkranz am Altar, der im Anschluss am sogenannten „Franzosengrab“ am Lindigt hier ganz



Polizeipräsident a. D. Bernd Merbitz (li.) im Gespräch mit Thyra Prinzessin von Hannover und Heinrich Prinz von Hannover.

Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

in der Nähe niedergelegt werden wird.

Überdies ist Hubertusburg Gründungsort des „Militär-St.-Heinrichs-Ordens“: Kurfürst Friedrich August II., als August III. auch König von Polen-Litauen, rief ihn anlässlich seines 40. Geburtstages 1736 ins Leben. Als höchste Auszeichnung für militärische und kriegerische Verdienste im Kurfürstentum und späteren Königreich Sachsen war er die älteste militärische Auszeichnung des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Erfreut konnten wir heute die Übernahme der Schirmherrschaft des St. Heinrichs Ordens über unseren Kommandant-Prendel-Orden besiegeln. Auch dafür bedanke ich mich herzlich bei den anwesenden Mitgliedern des St. Heinrichs Ordens in Person Ihres Ordensherrn S.K.H. Alexander Prinz von Sachsen.

Am morgigen Tag wollen wir dann die Geschichte noch konzentrierter befragen, als es uns heute möglich sein

wird. Wir freuen uns, dass hochkarätige Historiker und Zeitzeugen unserer Einladung nach Leipzig gefolgt sind, um uns an ihrer Expertise zur europäischen Geschichte teilhaben zu lassen. Walburga Gräfin Douglas, Prof. Dr. Sir Christopher Clark, Prof. Dr. Herfried Münkler, Prof. Dr. Sönke Neitzel und Konrad Adenauer: Ich bedanke mich bereits heute für die Impulse, die von unserem morgigen Symposium durch Ihre Beiträge ausgehen. Mir persönlich stellt sich immer wieder die Frage, ob wir – und das zeigen viele aktuelle Beispiele – aus der Geschichte nur lernen, dass wir nichts aus der Geschichte gelernt haben.

Hüten wir uns davor, zu Propheten der Vergangenheit zu werden, die nachher immer alles vorher gewusst haben wollen, und hüten wir uns davor, uns mit der Kenntnis von heute über unsere Vorgänger-Generationen zu erheben. Aber ziehen wir unsere Lehren.

Um im Bild von Sir Christopher Clark zu bleiben: Schlafwandler sind nicht ausgestorben. Mir scheint zum Beispiel die Daseinsvorsorge im Umgang mit unserer äußeren Sicherheit in den vergangenen Jahren geradezu sträflich vernachlässigt worden zu sein. Es ist, als lege Passau seine Feuerwehr still, weil es zwanzig Jahre nicht mehr gebrannt hat.

Wir brauchen keine öffentlichen Diskussionen über Flachbildschirme in Unterkünften, über Arbeitszeitver-

ordnungen oder Schwangerschafts-uniformen. Wir müssen uns darauf besinnen, wofür eine Armee da ist – und diesen Zweck gilt es im Sinne einer effizienten europäischen Friedenssicherung so schnell wie möglich herzustellen. Dessen muss sich nicht nur die Politik im Klaren sein, das gilt ebenso für die deutsche Bevölkerung, die ihre Zustimmung und Unterstützung zu denen, die bereit sind, für das Vaterland ihr Leben einzusetzen, meistens nur dann kurzfristig gewährt, wenn bei der nächsten Flutkatastrophe das Wasser im eigenen Haus bis in den ersten Stock steht.

Man muss kein Prophet sein, um zu wissen, dass wir auf die drängenden Fragen, die sich uns aktuell stellen, keine schnellen Antworten finden werden. Manchmal kommt es auch nicht auf die schnelle Antwort an – sondern auf die richtigen Fragen zur richtigen Zeit. Und gerade in Zeiten stürmischer gesellschaftlicher und technischer Entwicklungen ist der Anker, den wir in Geschichte und Tradition finden, wichtiger denn je.

Sind nicht so altertümlich scheinende Begriffe wie Manieren, Anstand, Achtung, Respekt und Demut die unverzichtbaren Grundlagen für eine Kultiviertheit in der Auseinandersetzung und damit die Voraussetzungen für einen gelingenden gesellschaftlichen Dialog?!



Wermisdorfer Bürger und die Veranstaltungsgäste verfolgten die Serenade gemeinsam im Innenhof des Schlosses.  
Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

Bevor ich zum Ende komme, erlauben Sie mir einige organisatorische Anmerkungen:

Zunächst bitte ich Sie herzlich, am Ende unseres Gottesdienstes auf Ihren Plätzen zu verweilen, bis der Auszug der Zelebranten vollzogen ist. Im Anschluss haben Sie dann Zeit für anregende Gespräche während unseres Empfangs. Bitte nutzen Sie die Gelegenheit, sich die Räumlichkeiten des Schlosses anzusehen und von den Mitgliedern des Freundeskreises Schloss Hubertusburg erklären zu lassen.

Die Wiederherstellung des Schlosses ist eine Herkules-Aufgabe, deren Realisierung sich heute noch keiner so recht vorstellen kann, die aber erhebliche Bedeutung hat für unsere Identität. In diesem Zusammenhang, der Realisierung des scheinbar Unmöglichen, lassen Sie mich einen besonderen Dank aussprechen an einen Mann, der seine Vision zum Wiederaufbau eines anderen Schlos-

ses gegen alle Bedenken, Widerstände und persönlichen Angriffe bis zu einem erfolgreichen Ende vorangetrieben hat und der heute hier unter uns ist – dieser besondere Dank gilt Herrn Wilhelm von Boddien.

Ich bitte Sie, ab halb sechs Ihre Garderobe wieder aufzunehmen, damit wir uns möglichst pünktlich mit dem Glockenschlag um sechs zur Serenade vor dem Schloss einfinden.

Für Ihre nimmermüde, engagierte und stets freundliche Unterstützung unserer Veranstaltung danke ich

- der Gemeindeverwaltung Wermisdorf, Herrn Bürgermeister Matthias Müller und Frau Susan Müller
- dem Freundeskreis Schloss Hubertusburg, seinem Vorsitzenden Herrn Wolfgang Köhler, Frau Martina-Elvira Lotzmann und allen Gästeführerinnen und -führern,
- Herrn Landeskirchenmusikdirektor Markus Leidenberger für das Orgelspiel

- Herrn Pfarrer Ulrich Dombrowsky und dem Küster der Kirchgemeinde St. Hubertus, Herrn Andreas Raschke,
- der Sächsischen Bläserphilharmonie für die musikalische Begleitung während des Gottesdienstes und Umrahmung des Empfangs sowie der Geschäftsführerin, Frau Gabriele Hegner,
- dem Luftwaffenmusikkorps unter der Leitung von Herrn Hauptmann Tobias Wunderle und den Kameraden Oberstleutnant Uwe Lange und Hauptmann Karsten Belz vom Ausbildungskommando Heer
- den Historischen Darstellungsgruppen für die Präsentation des Biwaks und die Umrahmung der Serenade sowie ad personam Herrn Wolf-Dieter Schmidt und Herrn Frank Hübler
- dem Staatsbetrieb Zentrales Flächenmanagement Sachsen und hier insbesondere der Fachbereichsleiterin Frau Daniela Hollburg
- unseren zahlreichen ehrenamtlichen Helfern, unter ihnen den Majoren der Reserve Daniel und André Zschuckelt, Major der Reserve Jörg Matheis, Hauptmann der Reserve Michael Rollberg und meinem duldsamen, hochengagierten Stiftungsteam.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

## „Die Geschichte liefert uns unzählige Beispiele, wie zerbrechlich Frieden sein kann“

*Grußbotschaft von Maria Wladimirowna Großfürstin von Russland verlesen zu Beginn des Ökumenischen Gottesdienstes am 19. Oktober 2018 in der Kapelle des Schlosses Hubertusburg zu Wernsdorf*

Ich entsende meine herzlichsten Grüße an alle, die in diesen Tagen in Wernsdorf und Leipzig zusammengekommen sind, um gemeinsam an das Weltkriegs-Ende vor 100 Jahren und die Völkerschlacht bei Leipzig vor 205 Jahren zu erinnern. Auch wenn wir den Helden vergangener Kriege gedenken wollen, so müssen wir alles in unserer Macht Stehende tun, um solche Konflikte zwischen den Nationen in Zukunft zu verhindern.

Frieden ist der natürliche Zustand der Menschheit, aber die Geschichte liefert uns unzählige Beispiele dafür, wie zerbrechlich Frieden sein kann.

Vor 105 Jahren, als in Leipzig der 100. Jahrestag der Völkerschlacht begangen wurde, versammelten sich auf dem früheren Schlachtfeld die Vertreter der Nationen Europas – sowohl Mitglieder der Fürstenfamilien als auch gewählte Staatsmänner. Diese Feier sollte eine der letzten friedlichen Zusammenkünfte der europäischen Völker sein, bei der gegenseitiger Respekt und Kooperation voll zur Geltung kamen. Weniger



*Maria Wladimirowna Großfürstin von Rußland sandte eine Grußbotschaft, weil sie bzw. Ihr Sohn, Großfürst Georg, im Jahr 2018 (u. a. 100. Jahrestag der Ermordung des letzten Zaren und seiner Familie) nicht persönlich an der Veranstaltung in Wernsdorf und Leipzig teilnehmen konnten.*

*Foto: Kanzlei des ehemaligen russischen Kaiserhauses, Moskau*

als ein Jahr später wurde die ganze Welt in einen schrecklichen, mehr als vier Jahre andauernden Krieg gestürzt.

Wir müssen aus der Vergangenheit unsere Lehren ziehen. Während wir die Taten unserer Vorfahren rühmen sollten, dürfen wir gleichzeitig nie die Schrecken des Krieges vergessen – die Trauer und das Leid, die Kriege der Menschheit gebracht haben. Wir müssen begreifen, dass bewaffnete Konflikte in jeder neuen Phase der Kriegsführung immer gewalttätiger und destruktiver geworden sind und dass der technologische Fortschritt die Menschheit inzwischen in die Lage versetzt hat, die vollständige Zerstörung unserer Zivilisation herbeizuführen.

Ich danke den Stiftungen der Sparkasse Leipzig und allen Organisatoren und Teilnehmern dieser Feierlichkeiten für ihre Bemühungen um den Frieden. Sie bringen Menschen zusammen, deren Vorfahren sich viel zu oft feindlich gegenüberstanden, sie führen diese Menschen in einen konstruktiven Dialog über eine gemeinsame Gegenwart, der Wege zu besserer Verständigung aufzeigt.

Ich freue mich auch sehr, dass Sie dazu beitragen, das Andenken an

den früheren Stadtkommandanten von Leipzig, den russischen General Victor Anton Franz von Prendel, der nach dem Chaos der Völkerschlacht die Ordnung in Ihrer Stadt wiederhergestellt und Frieden und Sicherheit in diese ganze Region gebracht hat, zu ehren.

Die Teilnahme unserer Familie an Feierlichkeiten in Leipzig hat eine lange Tradition. 1913 wurde die russische Delegation von meinem Großvater, Großfürst Kyrill Wladimirowitsch, geleitet, der später nach dem tragischen Tod von Kaiser Nikolaus II., seines Sohnes des Zarewitschs und Großfürsten Alexej Nikolajewitsch und des jüngeren Bruders des Kaisers, Großfürst Michail Alexandrowitsch, das Haupt der Dynastie wurde. Im Jahr 2013 vertrat Großfürst Kyrills Urenkel, mein Sohn der Zarewitsch und Großfürst Georgi von Russland, das Kaiserhaus von Russland zum 200. Jahrestag der Völkerschlacht. 2016 besuchte er erneut Leipzig, um an der ersten Verleihung des Kommandant-Prendel-Ordens teilzunehmen.

Leider erlauben es die Umstände in diesem Jahr weder mir noch meinem Sohn, an den Feierlichkeiten in Wernsdorf und Leipzig teilzunehmen, aber wir sind beide im Geiste und im Gebet bei Ihnen allen.

Möge der Herr Sie alle segnen.

Maria Wladimirowna  
Großfürstin von Russland

Madrid, 19. Oktober 2018

## „Friede ist dort, wo Fernes nahe wird. Und Getrenntes eins.“

**Predigt von Oberlandeskirchenrat Dr. Peter Meis** (Evangelisch-Lutherische Landeskirche Sachsens) anlässlich des Ökumenischen Gottesdienstes am 19. Oktober 2018 in der Kapelle des Schlosses Hubertusburg zu Wernsdorf

*Es gilt das gesprochene Wort.*

Verehrte, liebe ökumenische Gemeinde,

die thematische Arbeit an diesem Wochenende mit einem Gottesdienst zu beginnen, ist schon deshalb gut, weil wir in dieser Eröffnung gleich auf zwei zentrale biblische Motive stoßen: das Erinnern – und den Glutkern beider Testamente, den Schalom Gottes.

Während die Griechen die Amnesie erfanden, also das vertragliche „Nichterinnern“ (um fortwährende Emotionen oder Rache möglichst auszuschließen), betont die jüdisch-christliche Tradition das Erinnern. Dem „Gebot des Vergessens“ – vertraglich aufgenommen zum Beispiel im „Westfälischen Frieden“ von 1648 – stellt die Hebräische Bibel das „Gebot des Erinnerns“ gegenüber: „Gedenke!“ 170 mal „vergiss nicht“. Nicht nur alle Feste werden so eingeleitet, auch schlimmer Erfahrungen wird auf diese Weise gedacht, etwa der Niederlagen – von einer haben wir in der alttestamentlichen Lesung gehört.

Die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg, die Völkerschlacht – und man

könnte in diesem Herbst noch hinzufügen, den Beginn des 30-jährigen Krieges oder die Novemberpogrome von 1938 – all das ist eben auch im Horizont des Glaubens zu bedenken. Jedenfalls, wenn wir Lehren aus ihnen ziehen – und mehr noch, wenn wir zu einem Verständnis des Friedens gelangen wollen, dass den Frieden nicht nur als Opposition zum Krieg versteht.



*Oberlandeskirchenrat Dr. Peter Meis las aus dem Brief an die Ephesser, Kapitel 2, 13-19.*

*Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz*

Alles Bemühen um das hohe Gut des Friedens lebt ja von der Negativerfahrung des Krieges. Wir sind gefangen im Denkmuster, den Frieden als einen Zustand zu begreifen, der dem Krieg entgegen oder gegenüber steht – und eben deshalb jede menschliche Anstrengungen verlangt.

Das biblische Verständnis des Friedens – schalom/eirene – ist indessen weniger ein Ausdruck von Anstrengung oder Pflicht – sondern tiefer, verändernder Freude.

Dabei darf man nicht nur an das Weihnachtsevangelium der Engel denken „Ehre sei Gott ... und Friede auf Erden den Menschen seines Wohlgefallens.“ Geradezu als cantus firmus der Hoffnung auf das Reich Gottes wird vielmehr immer neu angestimmt der Dreiklang von Frieden, Freude und Gerechtigkeit.

Eine besondere Stimme in diesem Klangraum ist der Abschnitt, den wir aus dem Epheserbrief gehört haben:

Friede ist dort, wo Fernes nahe wird. Und Getrenntes eins. „Ihr aber, die ihr einst Ferne wart, seid jetzt nahe geworden. Denn Er, Christus, ist





Viele der Gäste nahmen die Gelegenheit wahr, die einstige kurfürstliche und später königliche Jagdresidenz Schloss Hubertusburg zu erkunden – hier sind dies Christopher Schmidt-Münzberg, Cordula Gonsior und Michael Gonsior (v.l.n.r.). Mitarbeiter des Freundeskreises Schloss Hubertusburg e. V. präsentierten die Ausstellung, die in einigen Räumen des Schlosses beheimatet ist.

Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz



Franz Friedrich Prinz von Preußen (li.) und Christopher Schmidt-Münzberg beim Erkunden der Ausstellung.

Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

unser Friede. Er, der aus beiden eins gemacht hat, und den Zaun abgebrochen, der dazwischen war, nämlich die Feindschaft ... ist gekommen und hat im Evangelium Frieden verkündigt euch, die ihr fern wart, und Frieden denen, die nahe waren. So seid ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern ... Gottes Hausgenossen.“

Der Zaun der Feindschaft, der damals den Fernen das Nahesein verweigerte, stand zwischen den Völkern. Nunmehr abgebrochen, führt er Juden und Heidenchristen aus den verschiedensten Kulturen zusammen als Gottes Hausgenossen.

Trifft das unsere Erfahrung? Es ist ja nicht nur so, dass die Zäune der Feindschaft heute anders verlaufen.

Im Blick auf die parteipolitischen Auseinandersetzungen quer durch die Gesellschaft. Europa, ja weltweit werden sowohl in der Asyl- als auch in der Wirtschaftspolitik neue Zäune aufgebaut.

Und hinsichtlich der militärisch geführten Kriege spielen religiöse Grenzen wohl eine Rolle, im Kern sind es aber ebenso handfeste wie komplexe Machtfragen, die den Fernen oft im eigenen Land das Nahesein verweigern. Dazu kommt das schwere Erbe zurückliegender Friedensverträge, die selten eine dauerhafte Befriedung garantieren konnten.

Paradoxerweise scheint das Aufgeben von Zäunen eher das Gegenteil, den Aufbau neuer Grenzen auszulö-

sen. Insofern ist die Frage ernst, ob die biblische Botschaft von einem Grenzen überwindenden Frieden wirklich taugt. Ist das nicht eine allzu naive Anmutung, die allenfalls in die Abteilung Herzensfrömmigkeit gehört, nicht aber in die Politik?

Der Schalom Gottes ist zu allen Zeiten derart verzweigt worden. Nach innen als Verbannung in die Herzen – nach außen oft als Mirakel für Sieg oder Niederlage. Eben so haben ja Israeliten wie Philister die Gegenwart Gottes in der Bundeslade empfunden. Gott lässt sich aber weder verkleinern noch instrumentalisieren, etwa als Prägung auf dem Koppelschloss.

Seine Energie ist eine andere, die man sich etwa an der Wirkung des



v.l.n.r.: Michael Krawczyk, Elke Krawczyk, Michael Rollberg und Oberst a. D. Michael Knop (Kommandeur a. D. des Landeskommandos Sachsen).  
Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

Großes verdeutlichen kann „Schalom alechem“ oder in jedem Gottesdienst: „pax vobiscum“. Wer so grüßt, äußert keinen frommen Wunsch, sondern macht vom Frieden selber Gebrauch. Er stellt den Frieden in den Raum – macht ihn persönlich gegenwärtig, wie Jesus, als er unter die Jünger trat. Der Grüßende übernimmt auf diese Weise selbst Verantwortung für die Gegenwart (den Indikativ!) des Friedens. Wer mit einem solchen Gruß dem Anderen die Hand reicht, kann sie nicht zur Faust ballen und zuschlagen. Der Schalom Gottes lebt also nicht von der Überanstrengung unserer Kräfte. Sondern von der Anstiftung. Vom Austeilen der Wohltat, ja der eigenen Freude am Schalom.

Auch die Aufforderung der Seligpreisungen, zu Friedenssittern zu werden, meint keine Optimierung unseres begrenzten Vermögens. Auch kein derbes „Frieden machen“. Das griechische „poieo“ leitet ja eher an, zu Poeten des Friedens zu werden.

Die rabbinische Literatur hält dafür ein amüsanter – und darin zugleich poetisches wie praktisches – Bild bereit. Als Vorbild allen Friedentiftens wird hier der Kochtopf empfohlen.

Denn der bescheidene Kochtopf vollbringt täglich ein Wunder. Sein dünner Boden trennt ja zwei feindliche Elemente – Feuer und Wasser. Und wohl gemerkt – wir reden ja manchmal etwas leichtfertig von Versöhnung

– mit seinem Boden versöhnt er sie keineswegs. Aber er zwingt sie mit seinem Dazwischentreten zu einer wohl brodelnden, aber friedlichen Kooperation. Und sofern die Köche etwas taugen, kann sich das Ergebnis sehen, besser schmecken lassen.

So hinkend jeder Vergleich ist: Auch der Schalom Gottes taugt nicht für eine Versöhnung, die die Härte der Realitäten übersieht. Die kein Augenmaß kennt für die komplizierten und meist verdeckten Motive der Feindschaft.

Aber er kann sich sehen und auch schmecken lassen. Nicht nur in den Wohltaten, die uns das Leben schenkt. Er ist dort zu spüren, wo wir uns anstiften lassen zu Frieden und Freude.

Nicht von ungefähr schließt Paulus seinen adventlichen Aufruf zur Freude mit einem Wort zum Frieden: „Freuet euch im Herrn allewege, und abermals sage ich freuet euch! Denn der Herr ist nahe...Und sein Friede, der höher ist als alles, was wir verstehen, bewahre eure Herzen und Sinne.“

Das „Bewahren“ kann übersetzt und verstanden werden „wie eine Wacht“. „Wie ein Schutzwall“, der unser Verstehen haushoch übersteigt, so hütet und bewahrt uns der Friede Gottes. Wenn wir ihm denn Raum geben.

In diesem weiten Raum können und müssen wir dann auch streiten, uns

die Köpfe zerbrechen, wie Versöhnung möglich wird. Und sicher auch lernen, damit zu leben, dass die Realitäten oft eine andere Sprache sprechen als das Zeugnis der Bibel. In diesem Raum müssen und dürfen wir aber auch lernen zu scheitern, und – wie es Christa Wolfs Cassandra sagt – „aufhören können, siegen zu müssen.“

Das aber wird besser gelingen, wenn wir den Schalom Gottes als ein Geschehen begreifen, das nicht wir sichern müssen. Sondern in dem wir uns auch bergen dürfen. Wie ein Kind in den Armen seiner Mutter mit all seiner Verzagtheit, seinem Kummer und dem Scheitern. Das aber ist eine schöpferische Geborgenheit, in der man auch wieder stark gemacht wird herauszugehen, Frieden zu stiften und Zäune der Feindschaft abzureißen.

Dazu bewahre unser aller Herzen und Sinne der Friede Gottes, der höher ist als unsere Vernunft. In Christus, unserem Herrn. Amen.

### **Fürbittgebet**

**(I)** Barmherziger Vater: Wir danken Dir für dein Wort, das uns aufrichtet und infrage stellt, das uns tröstet und Orientierung schenkt. Wir danken Dir, dass du unsere Füße auf weiten Raum stellst und uns zutraust, zu Boten Deines Friedens und der Freude zu werden. Geborgen in Deinem uns umfassenden Schalom, schenke uns Weisheit und Kraft, dem Frieden unter den Völkern zu dienen und die Leuchtkraft des Evangeliums nicht zu verdunkeln.

**(II)** Christus, unser Herr und Bruder, der Du unser Friede bist: Wir weinen mit Dir über die Trümmer und den Unfrieden in der Welt. Wir wissen um unser begrenztes Vermögen zur Versöhnung. Schenke uns Kraft und Freude daran, immer neu zu Friedensstiftern zu werden, uns einzumischen dort, wo Menschen ausgegrenzt werden, wo Abneigung und Zorn unsere Herzen binden. Lass uns Zäune abbauen, damit Ferne zu Nahen werden und Fremde zu Deinen Gästen und Hausgenossen.

**(I)** Heiliger Geist, tröste und erhalte uns – den Frieden in unseren Familien, dem Land und in unseren Arbeitsvollzügen. Lass unsere Phantasie nicht erlahmen, Lösungen in den Konflikten zu suchen, die uns zu schaffen machen. Öffne unser Herz, erhalte uns die Leidenschaft, und mach uns bereit, unsere Zeit, unsere Kräfte und unser Auskommen zu teilen.

**(II)** Dreieiniger Gott, du gibst uns in deiner Güte mehr als wir bitten und verstehen können. Lass uns nicht müde werden, dich zu loben und all unser Denken und Tun an Deinem Frieden auszurichten. Damit Nichts und Niemand verloren geht, beten wir gemeinsam wie Jesus es uns gelehrt hat: Vater unser...

# 20. Oktober 2018

## Medien-campus Villa Ida in Leipzig

### Symposium – Podiumsdiskussion – Abschlusskonzert

Mit einem Symposium zum 100. Jahrestag des Endes des Ersten Weltkriegs wurde am 20. Oktober 2018 die Veranstaltung „Schicksalsgemeinschaft“ der Stiftungen der Sparkasse Leipzig fortgesetzt. In Vorträgen der Historiker Prof. Dr. Sir Christopher Clark und Prof. Dr. Sönke Neitzel, des Politikwissenschaftlers Prof. Dr. Herfried Münkler sowie der Zeitzeugen Walburga Gräfin Douglas und Konrad Adenauer und einer gemeinsamen Podiumsdiskussion wurde die Geschichte nach Auskünften für die Gegenwart und Zukunft der europäischen Idee befragt.

„Wir finden uns nach 50 Jahren der Europäisierung derzeit vielleicht in einer Endphase der Nationalstaaten, die genauso schwierig und krisenhaft sein kann wie deren Aufstieg vor über 100 Jahren“, erklärte Prof. Dr. Sir Christopher Clark, Regius Professor of History an der University of Cambridge. Dies hänge auch damit zusammen, dass es derzeit ein nur wenig ausgeprägtes Bewusstsein von einer gemeinsamen europäischen Geschichte gebe. „In vielen Ländern sind die nationalstaatlichen Geschichtserzählungen deutlich präsenter“, so Clark während der von Andreas Platthaus (Chef des Ressorts Literatur und literarisches Leben der Frankfurter Allgemeinen Zeitung) moderierten Podiumsdiskussion. In seiner Keynote für das Symposium hatte Clark



Am zweiten Veranstaltungstag fand ein historisches Symposium auf dem Medien-campus Villa Ida, dem Sitz der Leipziger Sparkassenstiftungen, statt. Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

gemahnt: „Wer sich mit Geschichte beschäftigt, kann gefährliche Zwangssituationen rechtzeitig erkennen oder ihnen sogar entkommen.“

Ähnlich argumentierte auch Prof. Dr. Sönke Neitzel, Universität Potsdam, in seinem Vortrag „Der Zweite Weltkrieg im europäischen Gedächtnis“: Für viele Länder sei es nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges darum gegangen, eine „Meistererzählung“ von der Geschichte zu finden, „die nicht schmerzt, sondern hilft, Schmerzen zu

lindern.“ Die unterschiedlichen Meistererzählungen haben Neitzel zufolge „sozialen Sinn“ für die Nationalstaaten und das Finden einer Identität – er forderte deshalb dazu auf, sich um ein stärkeres Verständnis für die Logik anderer Geschichtsschreibungen zu bemühen: „Wir müssen uns einen differenzierteren Diskurs zutrauen und uns trauen, unsere Geschichte häufiger in Grautönen zu betrachten.“

Prof. Dr. Herfried Münkler, Humboldt-Universität zu Berlin, legte dar, wie



„In den 29 Jahren seit dem Picknick hat sich europapolitisch viel getan, aber die Paneuropa-Union hat Ihre Daseinsberechtigung nicht verloren. Europa geht weiter als die EU.“, bekräftigte Walburga Gräfin Douglas zum Abschluss ihres Vortrages.

Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

sich in jüngerer Zeit politische Entwicklungen der binären Logik der „westfälischen Ordnung“ nach dem Ende des 30-jährigen Krieges entziehen: Immer häufiger gäbe es nicht mehr die Polarität von Krieg oder Frieden, von Kombattant oder Nicht-Kombattant, von zwischenstaatlichem Konflikt oder Bürgerkrieg. „Wir können aus der Beschäftigung mit Kriegen vom Typ 30-jähriger Krieg für heute mehr lernen als aus klassischen zwischenstaatlichen Kriegen“, erläuterte er. Daraus seien auch strategische Überlegungen für das Projekt

Europa abzuleiten. So brauche Europa eigenständige Technologien inklusive den dafür notwendigen Produktionskapazitäten, um sich beispielsweise im Cyber-War Angriffen erwehren zu können, eine Aufgabe, die ein einzelner Nationalstaat nicht leisten könne: „Die Idee von Europa erlegt Politikern und Wählern gleichermaßen auf, großräumig und langfristig zu denken und rational zu handeln“, machte Münkler deutlich.

Walburga Gräfin Douglas, die 1989 gemeinsam mit ihrem Vater Otto von Habsburg das „Paneuropäische Picknick“ an der ungarisch-österreichischen Grenze organisiert hatte, erinnerte an die große Anziehungskraft, die die europäische Idee vor 30 Jahren, mit dem Fall des Eisernen Vorhangs, entwickeln konnte: „Alle Menschen konnten sehen, dass das sich einigende Westeuropa eine wirtschaftliche und freiheitliche Erfolgsgeschichte war“, erklärte sie. Dies forderte sie für die Gegenwart wieder stärker ein: „Die EU muss eine attraktive Kraft bleiben. Wir sollten im Hinterkopf weiter daran denken, Grenzen nicht zu verschieben, sondern Grenzen aufzulösen.“ Dafür müsse man vor allem in Zeiten zunehmender Nationalismen das ABC von Europa neu erzählen: „Und dabei müssen wir wieder bei A beginnen“, so Gräfin Douglas.

Konrad Adenauer, Jurist, Politiker und Enkelsohn des ersten deutschen Bundeskanzlers, zeichnete in seinem Vor-



Andreas Platthaus, Chef des Ressorts Literatur und literarisches Leben der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, moderierte das Symposium.

Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

trag am Beispiel der deutsch-französischen Beziehungen nach, wie eine europäische Annäherung gelingen kann: „Der Élysée-Vertrag von 1963 ist ein Muster für die Verständigung zwischen lange verfeindeten Völkern“, sagte er. Die Basis dafür seien geteilte humanistische Grundlagen und Werte zwischen Bundeskanzler Adenauer und dem französischen Präsidenten de Gaulle gewesen, erläuterte er. Zu einer gelingenden Geschichte der Annäherung habe aber auch gehört, „dass erste Anstöße für die Wiederaufnahme Deutschlands in die westliche

Wertegemeinschaft“ aus Frankreich gekommen seien.

Eingeleitet wurde das Symposium durch Dr. Harald Langenfeld, Vorstand der Sparkasse Leipzig sowie der Medienstiftung der Sparkasse Leipzig. Er machte deutlich, dass Europa mehr sei als eine finanz- und wirtschaftspolitische Zweckgemeinschaft: „Europa ist ein gemeinsamer Raum des Vertrauens. Und in diesem Sinne eine Wertegemeinschaft, die sich nicht abschließt, sondern als offene Gesellschaft ein Angebot macht für Demokratie und Meinungsfreiheit, für Vielfalt und ein friedliches Miteinander.“ Dass sich Geschichte nicht wiederholt, sei eine banale Erkenntnis: „Aber wir müssen uns fragen: Wiederholen sich Fehler und Verhaltensmuster?“ Torsten Bonew, erster Bürgermeister und Beigeordneter für Finanzen der Stadt Leipzig, erinnerte an die aktuellen Herausforderungen für Politik und Gesellschaft: So scheine innenpolitisch der Grundkonsens über den Wert der Demokratie heute weniger selbstverständlich als noch vor ein paar Jahren, außenpolitisch würden bewährte Bündnisse infrage gestellt. Entsprechend dankte er den Stiftungen der Sparkasse Leipzig, dass sie „Raum für die notwendige Diskussion und Reflexion bieten“.

Dieser Raum wurde von den etwa 200 Gästen aus Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Medien mit großem Engagement genutzt: „Ich bin begeistert und dankbar für die



Dr. Harald Langenfeld, Vorstandsvorsitzender der Medienstiftung und der Sparkasse Leipzig sowie Honorarykonsul der Französischen Republik in Leipzig, begrüßte die Gäste auf dem Mediocampus.

Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz



Zahlreiche geladene Gäste verfolgten das Symposium im Mediocampus, wie hier v.l.n.r.: Sigrid Widder, Generalmajor a. D. Werner Widder und Generalmajor a. D. Walter Spindler (Kommandeur a. D. des Ausbildungskommandos Heer der Bundeswehr).

Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz



Ein Konzert des Leipziger Symphonieorchesters unter Leitung von Nicolas Krüger mit Ludwig van Beethovens 7. Sinfonie bildete den kulturellen Abschluss der Stiftungsveranstaltungen am 19. und 20. Oktober 2018. Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz



Mit der Aufführung von Beethovens 7. Sinfonie, entstanden 1811/12, wurde noch einmal der Bogen zum ersten Veranstaltungstag in Wermisdorf gespannt. Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

lebendige und vorwärtsgerichtete Diskussion nicht nur zum Abschluss des Symposiums, sondern über beide Veranstaltungstage hinweg“, erklärte Stephan Seeger, Direktor Stiftungen der Sparkasse Leipzig: „Dies gibt mir, aber sicher auch unseren Gästen die Zuversicht, dass das Projekt eines gemeinsamen Hauses Europa eine Zukunft hat.“

Mit einem festlichen Konzert, bei dem das Leipziger Symphonieorchester unter Leitung von Nicolas Krüger Beethovens 7. Sinfonie aufführte, ging die Veranstaltung zu Ende. Mit diesem Werk wurde der historische Bogen zurück zur Völkerschlacht gespannt, die in der Region um Leipzig tobte: Die Uraufführung erfolgte im Dezember 1813 – kurz nach der Völkerschlacht – in einem von Beethoven selbst dirigierten Konzert in Wien: Es war den anti-napoleonischen Kämpfern gewidmet, der Erlös sollte für lebenslang durch erlittene Verletzungen behinderte Kriegsveteranen verwendet werden.

## „Europa ist ein gemeinsamer Raum des Vertrauens.“

**Grußwort von Dr. Harald Langenfeld** (Vorsitzender des Vorstandes der Sparkasse Leipzig und der Medienstiftung der Sparkasse Leipzig) anlässlich des historischen Symposiums am 20. Oktober 2018 auf dem Medieneampus Villa Ida in Leipzig

*Es gilt das gesprochene Wort.*

Kaiserliche und Königliche Hoheiten,  
Durchlauchten, Erlauchten,

sehr geehrte Damen und Herren des  
Konsularischen Korps,

sehr geehrte Herren Generale und  
Oberste a. D., für Sie stellvertretend  
begrüße ich den Generalinspekteur a.  
D. der Bundeswehr, General Hans-  
Peter von Kirchbach, den Komman-  
deur des Ausbildungskommandos  
Heer, General Norbert Wagner, und den  
Kommandeur des Landeskommandos  
Sachsen, Oberst Klaus-Werner Finck,

sehr geehrter Herr Generalvikar  
Andreas Kutschke, sehr geehrter Herr  
Oberlandeskirchenrat Dr. Peter Meis,  
Ihnen beiden an dieser Stelle ein  
herzliches Dankeschön für die Zele-  
brierung des gestrigen ökumenischen  
Gottesdiensts in Wermisdorf!

Ich begrüße die Abgeordneten von  
Bundestag, sächsischem Landtag  
und dem Stadtrat zu Leipzig,

sehr geehrter Herr Landrat Kai  
Emanuel,

sehr geehrter Herr Bürgermeister  
Torsten Bonew,



*Dr. Harald Langenfeld (rechts) im Gespräch mit Generalvikar Andreas Kutschke (Bistum Dresden-Meißen).  
Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz*

sehr geehrte Damen und Herren  
Oberbürgermeister und Bürgermeister  
aus der Region,

sehr geehrte Damen und Herren Vor-  
stände und Stiftungsräte unserer drei  
Sparkassenstiftungen,

verehrte Mitglieder des St. Heinrichs  
Ordens und des Kommandant-Pren-  
del-Ordens,

besonders herzlich begrüße ich  
unsere heutigen Referenten: sehr  
verehrte Gräfin Walburga Douglas,

sehr geehrter Herr Professor Sir  
Christopher Clark, sehr geehrter Herr  
Professor Herfried Münkler, sehr  
geehrter Herr Professor Sönke  
Neitzel, sehr geehrter Herr  
Konrad Adenauer, sehr geehrter  
Herr Andreas Platthaus.

Ein besonderer Gruß geht auch  
„in die Ferne“ an Ihre Exzellenz  
Anne-Marie Descôtes, Botschafte-  
rin Frankreichs in Deutschland, und  
Michael Kretschmer, Ministerpräsi-  
dent des Freistaates Sachsen. Wir  
fühlen uns sehr geehrt, dass sie



gemeinsam die Schirmherrschaft für unsere Veranstaltung übernommen haben.

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

herzlich willkommen im Mediocampus Villa Ida!

Herzlich willkommen zu unserem Symposium „Schicksalsgemeinschaft – Europas Zukunft 100 Jahre nach dem ersten Weltkriegsende“.

Bereits gestern standen auf Schloss Hubertusburg in Wermisdorf die deutsch-französische Geschichte und der 205. Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig im Mittelpunkt unseres Gedenkens.

Heute werden wir uns mit der Frage auseinandersetzen, was wir aus diesen Ereignissen lernen können. Was uns Geschichte im besten Sinne lehren kann? Die Völkerschlacht war der bis dahin furchtbarste Krieg auf europäischem Boden. Die Erinnerung daran hat sich tief in das kollektive Bewusstsein der nachfolgenden Generationen eingebrannt.

Gleiches gilt auch für den Ersten Weltkrieg, in dessen Verlauf das euphorische Hochgefühl des Beginns schnell von den grausamen Erfahrungen des zermürbenden Stellungskriegs, von der Realität der Schlachtfelder von Verdun, an der Somme und in Flandern abgelöst wurde.

Schlimmer, so meinte man damals, schlimmer kann es nicht mehr kommen.

„Nie wieder Krieg“ lautete das Motto der Massenkundgebungen, die nach 1918 von pazifistischen Organisationen anlässlich des „Antikriegstages“ jedes Jahr Anfang August in Deutschland veranstaltet wurden.

„Nie wieder Krieg“ – die Geschichte und auch die Erfahrung der Gegenwart lehren und lehren uns anderes. Es ist eine banale Erkenntnis, dass sich Geschichte nicht wiederholt. Aber wiederholen sich Fehler und Verhaltensmuster?

Ich freue mich sehr, dass wir für unser heutiges Symposium namhafte Referenten gewinnen konnten, die diese Frage, die aktueller ist denn je, aus unterschiedlichen Blickwinkeln beleuchten.

Sir Christopher Clark hat in seinem aufschlussreichen Buch „Die Schlafwandler“ Ursachen und Gründe für die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“, wie der Erste Weltkrieg oft bezeichnet wird, beleuchtet. In seiner Ursachenanalyse zeigt er Fehleinschätzungen und Scheingewissheiten auf, denen wir auch heute nur allzu leicht erliegen. Der Annahme etwa, dass die Wirtschaft in Europa so eng miteinander verflochten sei, dass ein Krieg schlichtweg ausgeschlossen sei. Wie schnell wich diese Scheingewissheit einer fatalen Kriegsbegeisterung.

Ebenso aufschlussreich auch, was Herfried Münkler in seinem epochalen Werk über den Dreißigjährigen Krieg und dessen Bedeutung für das kollektive Bewusstsein der nachfolgenden Jahrhunderte herausgefunden hat. Jenen Krieg also, der noch heute als eine Art Metapher für die Schrecken des Krieges schlechthin gilt und der uns bis heute zeigen kann, wie Kriege entstehen und – hoffentlich auch – wie man ihren Ursachen begegnen kann.

Bis in die heutige Zeit wirken die Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges nach, deren Relevanz Professor Sönke Neitzel aufzeigen wird. Diese Erfahrungen sind Teil unserer unmittelbaren Familiengeschichten, spiegeln sich im Familiengedächtnis wider oder eben auch im Schweigen über diese schreckliche Zeit.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, Krieg und Leid müssen aber nicht schicksalhaft sein. Feindschaften können überwunden werden. Die deutsch-französische Aussöhnung und Freundschaft, über die Konrad Adenauer sprechen wird, ist dafür ein Beispiel. Und auch der große europäische Umbruch, der Fall des Eisernen Vorhangs 1989, kann trotz aller aktuellen Probleme Hoffnung machen und zeigen, dass und wie wir Konflikte friedlich lösen können. Die Idee des Paneuropäischen Picknicks, jener großen Friedensdemonstration an der österreichisch-ungarischen Grenze am 19. August 1989, über die Gräfin



1. Reihe v.l.n.r.: Generalmajor Norbert Wagner, Carla Michel, Nicolaus Herzog von Leuchtenberg, Landrat a. D. Michael Czupalla, Heinrich Prinz von Hannover, Alexander Prinz von Sachsen und Paul Clemens Prinz von Sachsen.  
Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

Walburga Douglas sprechen wird, ist dafür ein großartiges Beispiel.

Ich freue mich sehr auf diese spannenden Vorträge und danke Andreas Platthaus, der als Moderator die anschließende Podiumsdiskussion leiten wird.

Frieden und Freundschaft, meine Damen und Herren, haben keine Ewigkeitsgarantie. Sie sind immer wieder neu Aufgabe und Herausforderung. Das hat der ehemalige Minister für Auswärtige Angelegenheiten der Tschechischen Republik, Karel Fürst Schwarzenberg, in seiner Fest-

rede anlässlich des 200. Jahrestages der Völkerschlacht am 18. Oktober 2013 im Völkerschlachtdenkmal eindrucksvoll dargelegt. Ich zitiere: „Sind wir überzeugt“, so fragte er damals, „dass wir und unsere Kinder so viel besser sind als unsere Großväter und Urgroßväter?“ Und weiter: „Es war nie der letzte Krieg, es wird nie der ewige Frieden sein. Wir können nur versuchen, Tag für Tag, Jahr für Jahr versuchen, die Gefahr einzudämmen und unsere eigenen Instinkte zu bekämpfen.“ Zitat Ende. Mich haben diese Worte von Karel Schwarzenberg und auch das anschließende persönliche Gespräch mit ihm am

Abend desselben Tages nachhaltig beeindruckt.

Frieden, Freiheit und Demokratie, meine Damen und Herren, müssen in jeder Generation neu erworben und verteidigt werden. „Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann.“

Der große deutsche Staats- und Verwaltungsrechtler Ernst-Wolfgang Böckenförde hat mit diesem berühmt gewordenen Satz bereits Mitte der sechziger Jahre das Paradoxon beschrieben, in dem sich unsere freiheitliche Gesellschaft bewegt. Dass demokratische Werte nämlich nicht angeordnet werden können, sondern immer wieder aus der Mitte der Gesellschaft heraus entwickelt werden müssen.

Gerade in diesen Tagen erleben wir, wie Grundfesten unserer Demokratie, wie Gewaltenteilung, wie Presse- und Meinungsfreiheit auch in Staaten der Europäischen Union in Gefahr geraten. Fast 30 Jahre nach dem Zusammenbruch kommunistischer Diktaturen und der Gründung eines vereinten Europas scheinen unsere Werte wieder in Gefahr. Nationalismus und Populismus in unserem Land, Terror, Krieg und Gewalt auf der Welt – Brexit, Flüchtlingsdebatten, Zerstrittenheit der Parteien, Europaverdrossenheit ...

Ein friedliches Miteinander ist keine Selbstverständlichkeit. Es ist deshalb

wichtig und notwendig, frühzeitig auf Gefährdungen hinzuweisen und Ursachen zu benennen. Die Stiftungen der Leipziger Sparkasse unterstützen mit ihrer Arbeit dieses Ziel. Mit Veranstaltungen wie dieser. Mit der Förderung zahlreicher Projekte, unter anderem im Gedenken an die Völkerschlacht. Und mit ihrem Kampf für die Meinungs- und Pressefreiheit.

Deshalb haben wir im Anschluss an das Völkerschlachtgedenken ein von den Vertretern vieler am damaligen Krieg beteiligten Herrscherhäuser am 200. Jahrestag in Leipzig verfasstes Bekenntnis zu einem gemeinsamen Haus Europa hier im Garten der Villa Ida als Bronzetafel angebracht.

Deshalb verleihen wir alljährlich den Preis für die Zukunft- und Freiheit der Medien – zuletzt vor wenigen Tagen am 8. Oktober an Tomasz Piątek, Kolumnist der polnischen Gazeta Wyborcza.

Auch da ging es um die Verteidigung grundlegender Werte wie Presse- und Meinungsfreiheit, wie Gewaltenteilung und Unabhängigkeit der Justiz. Also um Werte, die zum Kernbestand unserer europäischen Identität, unseres Selbstverständnisses als Europäer zählen.

Meine Damen und Herren, Europa ist weit mehr als eine finanz- oder wirtschaftspolitische Zweckgemeinschaft. Europa ist ein gemeinsamer Raum des Vertrauens.

Und in diesem Sinne eine Wertegemeinschaft, die sich nicht abschließt, sondern als offene Gesellschaft ein Angebot macht für Demokratie und Meinungsfreiheit, für Vielfalt und ein friedliches Miteinander.

Ein Angebot, von dem wir die Bürgerinnen und Bürger in Europa, auch in Deutschland, immer wieder überzeugen müssen und das sie auch annehmen müssen.

Mein Wunsch ist es, das sich die Vision, die unsere Groß- und Urgroßväter nach dem Kriegsende hatten – ein geeintes, freies und demokratisches Europa – weiter erfüllt und auch in Zukunft Richtschnur unseres Handelns bleibt.

Vielen Dank!

## „Ein Raum für die notwendige Reflektion und Diskussion“

**Grußwort von Torsten Bonew** (Erster Bürgermeister und Beigeordneter für Finanzen der Stadt Leipzig) anlässlich des historischen Symposiums am 20. Oktober 2018 auf dem Mediocampus Villa Ida in Leipzig

*Es gilt das gesprochene Wort.*

Sehr geehrte Damen und Herren,

zunächst darf ich an dieser Stelle eine Begrüßung nachholen, die Herr Dr. Langenfeld aufgrund der Feinheiten des Protokolls nicht übernehmen konnte. So habe ich die Freude, Frau Bundesverfassungsrichterin Prof. Dr. Christine Langenfeld zu begrüßen. Seien Sie herzlich willkommen.

Lange Zeit war der Erste Weltkrieg im öffentlichen Diskurs in den Hintergrund getreten. Zu nah war der Zweite Weltkrieg mit all seinen furchtbaren Folgen und zu unmittelbar die Verknüpfung mit der darauffolgenden Teilung Europas und insbesondere Deutschlands. Auch prägte noch eine Generation das öffentliche Leben, die den Zweiten Weltkrieg teils selbst erlebt hatte.

Doch mit dem Nahen des 100. Jahrestages des Kriegsbeginns im Jahr 2014 geriet der „Große Krieg“, wie er in Frankreich und Großbritannien noch heute genannt wird, wieder in den Fokus. Wesentlich zu dieser Wiederentdeckung des Themas in einer breiteren Öffentlichkeit haben zwei



Für die Stadt Leipzig sprach Torsten Bonew, 1. Bürgermeister und Beigeordneter für Finanzen der Stadt Leipzig, zu den Teilnehmern des Symposiums. Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

der Referenten des heutigen Tages beigetragen, Professor Sir Christopher Clark mit seinem Buch „Die Schlafwandler“ und Professor Herfried Münkler mit seiner Monografie „Der Große Krieg“. Als interessierter Leser historischer Sachbücher darf ich Ihnen dafür auch ganz persönlich danken.

Doch es sind nicht nur die Jahrestage, die uns zur Beschäftigung mit dem

Ersten Weltkrieg, seinen Ursachen und seinen Folgen drängen. Vielmehr sind es die bedrückenden Analogien, die sich zwischen der Zeit vor dem Ausbruch des Krieges und der Gegenwart ziehen lassen, die dem Blick in die Vergangenheit ungeahnte Aktualität verleihen.

Wie wir waren auch die Menschen zur damaligen Zeit Zeugen eines immensen Modernisierungs- und

Globalisierungsschubs. Moderne Kommunikationswege, wie etwa störungsfreie interkontinentale Telegrafie, und schnelle Massentransportmittel eröffneten die weite Welt. Neue Technologien und wissenschaftliche Erkenntnisse verbesserten und erleichterten vielfach den Alltag. Zugleich beschleunigte sich das Leben und vielen Menschen fiel es schwer, damit Schritt zu halten.

Diese Veränderungen konnten nicht ohne Auswirkungen auf Gesellschaft und Politik bleiben. So markierte der Erste Weltkrieg auch das Ende der vermeintlichen Beschaulichkeit des langen 19. Jahrhunderts, wie Eric Hobsbawm es titulierte.

Wie ein monströser Teilchenbeschleuniger katapultierte dieser Krieg Europa endgültig in das Zeitalter der industrialisierten Massengesellschaft, der Pluralisierung und des Partikularismus und zerstörte dabei radikal tradierte Bindungen und Selbstverständlichkeiten.

Ein Blick auf Bilder der damaligen Zeit macht dies nur allzu deutlich. Auch aus Leipzig zogen im Jahr 1914 Soldaten in farbenfrohen Uniformen und blitzenden Pickelhauben mit klingendem Spiel in einen Krieg, der bis zum Winter gewonnen sein sollte. Im Jahr 1918 kehren sie, zahlenmäßig dezimiert, als desillusionierte Masse in Feldgrau zurück. Statt im ritterlichem Kräfteressen hatten sie sich im Schlachthaus des Stellungskrieges

und der Materialschlachten wiedergefunden. Wie das Land um sie herum, waren auch sie innerlich zerbrochen und besiegt.

Nun sind wir ebenso Zeitzeugen rasanter Veränderungen und erleben die Verwerfungen, die sie in Politik und Gesellschaft erzeugen. Innenpolitisch wird in einem pluralerem Parteiensystem mit abnehmenden Bindungskräften der Ton und Wettbewerb rauer. Der Grundkonsens über die Werte rechtsstaatlicher Demokratie erscheint weniger selbstverständlich als noch vor einigen Jahren.

In der Außenpolitik werden bewährte Bündnisse und Partnerschaften in Frage gestellt. Anstelle des von Fukuyamas prophezeiten Endes der Geschichte erleben wir die Rückkehr von militärischen Konflikten am Rande Europas. Nationalismus, die Betrachtung von Beziehungen zwischen Staaten als Nullsummenspiel und die Figur des „starken Mannes“ erleben eine erschreckende Renaissance.

Umso wichtiger ist es heute, aus der Vergangenheit die richtigen Schlüsse zu ziehen, um dem Fluch der Wiederholung zu entgehen. Wir müssen die Frage stellen, was wir tun können, um die Dynamik des uns umgebenden Wandels zu kanalisieren und positiv zu nutzen, anstatt erneut in einen Strudel von Gewalt und Tod gesogen zu werden. Aus diesem Grund bin ich den Stiftungen der Sparkasse Leipzig sehr dankbar, dass sie mit diesem

hochkarätigen Symposium einen Raum für die notwendige Reflektion und Diskussion eröffnen.

Für die Stadt Leipzig ist das bewusste Erinnern an Krieg, Verfolgung und Vertreibung ein zentrales Thema. Auch wir stellen uns der Verantwortung, Orte und Gelegenheiten zum aktiven Lernen aus den Lehren der Geschichte zu schaffen. Daher sehe ich den Impulsen und Denkanstößen des heutigen Tages mit Freude und Spannung entgegen.

Vielen Dank.

## „Nicht Konflikte in den Mittelpunkt stellen, sondern Gemeinsamkeiten erzeugen“

**Grußbotschaft von Michael Kretschmer, Ministerpräsident des Freistaates Sachsen, anlässlich des historischen Symposiums am 20. Oktober 2018 auf dem Mediencampus Villa Ida in Leipzig**

*Es gilt das gesprochene Wort.*

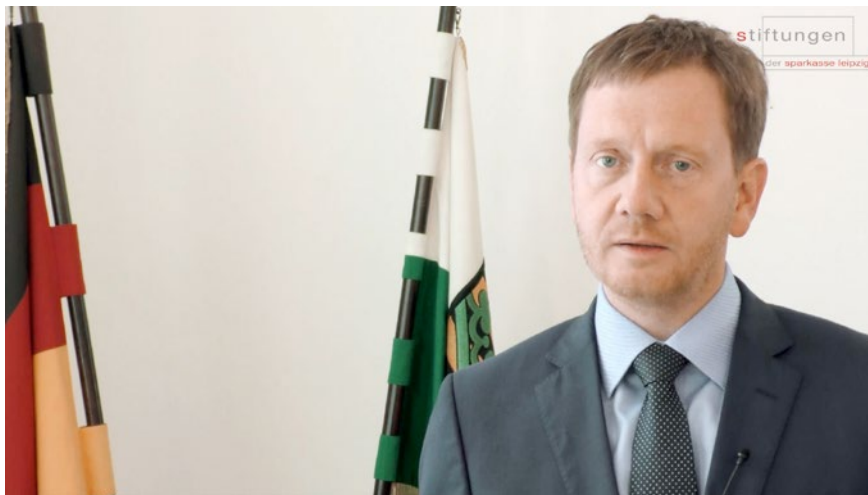
Herzliche Grüße nach Leipzig zur Sparkassenstiftung.

Sie erinnern mit Ihrer Veranstaltung an zwei zentrale Wendepunkte in der deutschen Geschichte, die Völkerschlacht bei Leipzig und das Ende des Ersten Weltkrieges.

Es zeigt uns einmal mehr, wie froh wir sein können, dass wir in einer Zeit leben, in der Frieden, Rechtsstaatlichkeit und Demokratie herrschen. Wo rings um uns herum befreundete Länder sind.

Das ist nicht selbstverständlich, sondern das ist das Ergebnis von politischen Entscheidungen von Menschen, die nicht Konflikte in den Mittelpunkt gestellt haben, sondern immer wieder versucht haben, auch Gemeinsamkeiten zu erzeugen.

Ich finde es richtig, dass wir immer wieder auch daran erinnern, uns die Geschichte vergegenwärtigen und daraus auch Schlüsse für die Zukunft ziehen.



*Michael Kretschmer, Ministerpräsident des Freistaates Sachsen, hatte die Schirmherrschaft über die Veranstaltungen der Sparkassenstiftungen übernommen. Die Gäste begrüßte er in einer Videobotschaft.*

*Foto: Little Wizard Film – und Medienproduktion/Steffen Bendix*

Ich grüße Sie alle herzlich, wünsche Ihnen eine gute Veranstaltung und freue mich auf weitere Begegnungen mit Ihnen.

## „Europa ist unser Friedenskompass“

**Grußbotschaft I.E. Anne-Marie Descôtes** (Botschafterin der Französischen Republik in Deutschland) anlässlich des historischen Symposiums am 20. Oktober 2018 auf dem Medieneampus Villa Ida in Leipzig

*Es gilt das gesprochene Wort.*

Sehr geehrte Damen und Herren,

in diesem Jahr 2018 erinnern wir an das Ende des Ersten Weltkrieges.

Anlässlich dieses 100-jährigen Jubiläums werden in Deutschland, Frankreich, Europa sowie der ganzen Welt zahlreiche Veranstaltungen organisiert. Sie gedenken nicht nur einem vergangenen Ereignis, sondern fördern auch die Reflexion und das gemeinsame Handeln.

Die heutige Veranstaltung ist Teil dieses wichtigen und bewegenden Momentes für unsere beiden Länder und für Europa – wie auch die internationale Konferenz „Winning Peace“, am vergangenen 11. und 12. Oktober in Berlin, und das Pariser Friedensforum, das vom 11. bis 13. November stattfinden wird.

In diesem Zusammenhang freue ich mich sehr, dass die Stiftungen der Sparkasse Leipzig dieses Symposium über „Europas Zukunft 100 Jahre nach dem ersten Weltkriegsende“ organisiert haben. Leider kann ich heute nicht persönlich an der Veranstaltung teilnehmen, ich möchte jedoch einige Worte an Sie richten.



*I. E. Anne-Marie Descôtes, Botschafterin Frankreichs in Deutschland, übernahm gemeinsam mit Ministerpräsident Kretschmer die Schirmherrschaft. Sie sprach ebenfalls in einer Videobotschaft zu den Teilnehmern.  
Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz*

Wir wissen, dass wir heute mehr denn je unsere gemeinsame Geschichte zusammen aufarbeiten müssen, um die Lehren aus der Vergangenheit zu ziehen. In einer Zeit, wo die multilaterale Weltordnung und die historisch verankerten Gleichgewichte unserer Welt allmählich ins Wanken geraten, ist genau diese Auseinandersetzung mit unserer Vergangenheit die Voraussetzung einer friedlichen gemeinsamen Zukunft in Europa.

Europa ist dabei unsere beste Chance, unser Friedenskompass.

Denn das Europa des Friedens, des Wohlstandes und der Freiheit, das wir nach den tragischen Kriegen des 20. Jahrhunderts zusammen aufgebaut haben, schützt unsere gemeinsamen Werte: jene der Demokratie, der Freiheit und der Rechtsstaatlichkeit.

Dies ist vielleicht die wichtigste Lehre, die sich aus der Geschichte ziehen lässt.

Deshalb brauchen wir ein geeinteres, demokratischeres und souveräneres Europa.

Nur so können wir die zahlreichen und vielschichtigen Herausforderungen, vor denen wir heute stehen, erfolgreich angehen. Dabei denke ich zunächst an den Populismus und an die nationalen Egoisten, die sich überall wieder in die Gesellschaft eingeschlichen haben und die eine Gefahr für Europa sind.

Darüber hinaus müssen wir gemeinsame Lösungen für die Anpassung unserer Volkswirtschaften an den ökologischen Wandel sowie an die rasche Entwicklung von Zukunftstechnologien und an den Umgang mit der Migration und die Aufnahme von Flüchtlingen finden.

Doch diese Herausforderungen können unseren Gesellschaften auch neue Möglichkeiten eröffnen. Dazu brauchen wir die vereinten Kräfte der Bürgerinnen und Bürger und ein Europa, das sie schützt und ihren Erwartungen entspricht – wie es Staatspräsident Macron vor ungefähr einem Jahr in seiner Rede an der Sorbonne bekräftigt hat.

Genau darin besteht das Ziel der deutsch-französischen Erklärung, die in Meseberg am vergangenen 19. Juni erarbeitet wurde. Unsere beiden Länder haben gemeinsam den Willen gezeigt, die EU voranzutreiben.

Denn bald 70 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und 55 Jahre nach der Unterzeichnung des Élysée-Vertrages, der im Januar 2019 erneuert wird, ist die starke Freundschaft zwischen Deutschland und Frankreich ein Motor für Europa.

Unsere Länder haben es geschafft, ihre jahrzehntelange Feindschaft zu überwinden und eine tiefgreifende Freundschaft aufzubauen.

Unsere gemeinsame Geschichte ist ein Teil des europäischen Erbes, das wir ununterbrochen und insbesondere im Rahmen dieses 100-jährigen Jubiläums pflegen müssen.

Denn hundert Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkrieges zeichnet diese Freundschaft – in enger Zusammenarbeit mit unseren europäischen Partnern – den Weg unserer Schicksalsgemeinschaft und der Zukunft Europas vor.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und wünsche Ihnen spannende Diskussionen über die Geschichte und die Zukunft unserer Länder sowie unseres Kontinentes.



## „Der unwahrscheinliche Krieg – Schlafwandelnd in den Untergang“

**Keynote von Prof. Dr. Sir Christopher Clark** (University of Cambridge)

*Bei dem folgenden Text handelt es sich um ein Transkript der Keynote von Prof. Dr. Sir Christopher Clark. Strukturen der gesprochenen Sprache wurden in einigen wenigen Ausnahmefällen behutsam den schriftsprachlichen Konventionen angepasst. Inhaltliche Änderungen erfolgten durch die Transkription nicht. Es gilt das gesprochene Wort.*

Verehrte Hoheiten, Exzellenzen, liebe Kollegen, sehr verehrte Damen und Herren, ich möchte mich im Namen der Referenten herzlich bedanken für die Einladung hierher zum Symposium „Schicksalsgemeinschaft – Europas Zukunft 100 Jahre nach dem ersten Weltkriegsende“ und natürlich auch bei den Stiftungen der Leipziger Sparkasse. Es war besonders schön übrigens, gestern das Hubertusburger Schloss kennenlernen zu können, weil für mich dieses Schloss wichtig war als der Ort eines Friedens – kein Schauplatz des Krieges, sondern der Ort, wo der Siebenjährige Krieg beendet wurde durch einen Frieden, der allerdings nur den Status quo ante bestätigt hat, aber trotzdem eine lange Phase relativer Stabilität und Krieglosigkeit jedenfalls im deut-



*Mit seiner Keynote „Der unwahrscheinliche Krieg - Schlafwandelnd in den Untergang?“ eröffnete Prof. Dr. Sir Christopher Clark (St Catharine's College Cambridge) das Symposium.*

*Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz*

schen Europa eingeleitet hat. Daran sieht man, dass nicht nur der Krieg, sondern in Europa auch der Frieden über eine lange und tiefe Geschichte verfügt.

Am frühen Vormittag des 28. Juni 1914, als der österreich-ungarische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seine Frau Sophie Chotek am Sarajevoer Bahnhof ankamen, um der Hauptstadt Bosniens einen feierlichen Besuch abzustatten, herrschte in Europa Frieden. Und hätte man die am besten informierten Staatsmänner des Kontinents an jenem Vormittag gefragt, wie groß sie das Risiko eines großen europäischen Krieges einschätzen würden, dann hätte die Mehrzahl von ihnen, wenn nicht alle, wohl gesagt, ein kontinentaler Konflikt sei in den letzten 18 Monaten unwahrscheinlicher geworden. Schließlich hätte man die Balkankriege der Jahre 1912 und 1913 – schreckliche und sehr blutige Kriege für die beteiligten Staaten, die einen großen Zoll an Menschen und Geld verschlungen haben – überwunden, ohne einen großen europäischen Krieg auszulösen.

Wenn damals stärkere Spannungen zwischen den europäischen Großmächten zu verzeichnen waren, betrafen diese die Verhältnisse innerhalb der beiden Bündnisblöcke, nicht aber diejenigen zwischen Entente und Dreibund. „Seitdem ich am Foreign

Office beschäftigt bin“, schrieb Arthur Nicolson, ein hoher Funktionär am britischen Foreign Office, Anfang Mai 1914, „seitdem ich am Foreign Office bin, habe ich keine so ruhigen internationalen Gewässer erlebt.“ Es handelte sich hier gewiss nicht um eine Sternstunde der diplomatischen Prognose.

37 Tage nach dem Doppelattentat in Sarajevo befand sich Europa jedoch in einem Krieg, der zu einem Weltkrieg ausarten sollte, und dieser Krieg ist zu Recht von George F. Kennan zuerst als die ‚Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts‘ bezeichnet worden. Ich bin sehr froh, dass darüber gesprochen wurde, dass ich Australier bin. Australien ist keine Kolonie Großbritanniens mehr. Für die Australier war dieser Krieg natürlich keine Urkatastrophe, das war die Geburtsstunde unserer Nation, trotz des hohen Blutzolls. Und für andere Länder auch, für Polen zum Beispiel ist es ebenfalls eine Feuertaufe des wiederauferstehenden polnischen Nationalstaates. Das kann man nicht verallgemeinern, das kann man nicht universalisieren. Aber trotzdem finde ich den Begriff berechtigt, denn dieser Krieg verschlang vier große Reiche: Das russische, das deutsche, das österreich-ungarische und das osmanische Vielvölkerreich. Viel wichtiger: Er verschlang auf seinen zahlreichen Schlachtfeldern die Leben von etwa 10 Millionen jungen Männern. Zu den vielen verheerenden Verwundungen, die im visuellen Gedächtnis dieses

Krieges eine prägende Rolle gespielt haben, gibt es heute keine zuverlässige Gesamtstatistik, aber die Schätzungen schwanken etwa zwischen 15 und 21 Millionen Männern. Und ich meine hier nicht leicht verwundete, die schon im Theater behandelt wurden, sondern ich spreche von schwer verwundeten Männern, die sozusagen die Spuren dieser Wunden lebenslang mit sich mitgetragen haben. Und Menschen meiner Generation aus Australien beispielsweise, aber das ist in Deutschland sicherlich nicht anders, erinnern sich an ältere Männer aus der Kindheit, Verwandte oder Freunde der Familie, die die Nachwirkungen dieser Verwundungen mit sich trugen und tragen sollten bis ins Grab.

„Aus diesem epochalen Desaster“, betont der amerikanische Historiker Fritz Stern „ergaben sich alle folgenden Katastrophen des 20. Jahrhunderts.“ Der Aufstieg und die Machtergreifung des Faschismus in Italien ist ohne diesen Krieg kaum vorstellbar, ebenfalls die Oktoberrevolution im Russischen Reich. Dagegen hatten viele Zeitgenossen doch so etwas wie die Februarrevolution vorhergesagt – den Kollaps der zaristischen Autokratie, begleitet von einer Machtübernahme vielleicht von einer losen Gruppe von mittleren Duma-Parteien, zu denen sich vielleicht noch rechte Sozialdemokraten gesellt hätten.

Man wusste ja um die Fragilität des zaristischen Staates. Aber die Oktoberrevolution der Bolschewiken und

die darauf folgende Erstellung eines Einparteiensystems neuen Typs war ein Phänomen, das es in der Weltgeschichte noch nicht gegeben hatte. Und der folgende russische Bürgerkrieg, der wiederum mindestens fünf Millionen Menschenleben verschlang, wäre ohne diesen Krieg wohl auch niemals eingetreten. Ohne diesen Krieg wäre es auch wahrscheinlich nicht zu dem Siegeszug des Nationalsozialismus in Deutschland gekommen und damit natürlich auch nicht zum Holocaust. Mein ehemaliger Cambridge-Kollege Adam Tooze, nun an der Columbia University lehrend, hat im Jahre 2015 ein Buch geschrieben, „Sintflut“, dessen zentrale These lautet, dieser Krieg habe das gesamte internationale System aus den Fugen gehoben, mit Konsequenzen, zum Beispiel im Nahen Osten, mit denen wir heute noch leben müssen.

Die Debatte um die Entstehung dieses Krieges ist alt, ja sie ist so alt wie der Krieg selbst. Sogar älter, denn das Argumentieren darüber, wer schuld sei am Ausbruch des Krieges, fing an, bevor die ersten Schüsse gefallen waren. Und seitdem hat ein jahrhundertlanges Gespräch unter den Historikern stattgefunden, ein breitgefächertes, internationales, differenziertes und vor allem sehr umfangreiches Schrifttum, ein literarisches Erbe, das in der Geschichtsschreibung wohl einmalig ist. Es gibt sonst nichts wie die Debatte um den Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Der US-Historiker John W. Langdon hat in seinem

1991 bei Oxford University Press erschienenen Buch „The Long Debate“ geschätzt, es gebe inzwischen 25.000 einschlägige Bücher und Artikel auf Englisch allein. Und die Schreibflut hat seitdem nicht nachgelassen, eher im Gegenteil. Auch in den letzten Jahren sind wichtige Werke erschienen, die neue Einsichten bieten und neue Akzente setzen. In den kommenden Wochen und Monaten werden wahrscheinlich auch weitere erscheinen.

So alt die Debatte um die Gründe für den Ausbruch dieses Krieges sein mag, das Problem, das ihr zu Grunde liegt, ist noch frisch. Es ist heute in mancher Hinsicht sogar noch frischer, als vor 20 oder 30 oder 40 Jahren. In den 1970er Jahren, als ich diesem Thema als Schüler auf dem Gymnasium in Sydney, Australien zum ersten Mal begegnet bin, hatte sich um den Ausbruch dieses Weltkrieges ein gewisser antiquarischer Charme entwickelt. In den herrlichen Populärhistorien von Barbara W. Tuchman, „August 1914“ („The Guns of August“) oder „Der stolze Turm“ („The Proud Tower“), Bücher die auch hierzulande viel gelesen wurden und noch werden, erschienen die Krisenjahre des Vorkrieges wie ein farbenreiches Historiengemälde. Tuchman stellte prächtige Uniformen dar, seltsame Sitten, exzentrische Persönlichkeiten.

Sie schildert so zum Beispiel Lord Salisbury auf dem Weg zum britischen Unterhaus auf seinem Dreirad sitzend, ein Dreirad, das er übrigens

selbst hergestellt hatte. Geschoben von seinem Kammerdiener James – das eigentümliche Gefährt musste geschoben werden, weil es keine Pedale hatte. Tuchman beschreibt, wie Lord Salisbury die kleinen Hügel in St. James Park mit flatterndem Frack herunterrollte: „Push James, Push!“ Sehr genau ging sie auf die Willkürlichkeiten der Habsburger Hofetikette ein, schilderte, welche Babys zum Beispiel in welchen Reihenordnungen am Hof präsentiert werden durften. Ging auf die extravaganten Speisekarten bei Gala-Dinners und überhaupt auf das ein, was David

Cannadine den ‚Ornamentalismus‘ dieser Zeit nannte.

Und die Annahme verfestigte sich unbemerkt, das seien wohl Menschen aus einer verschollenen und vielleicht auch noch todgeweihten Welt gewesen. Wenn ihre Helme mit riesigen grünen Straußenfedern geschmückt waren, dann waren vielleicht auch ihre Gedanken und Ideen und Argumente mit solchen Ornamenten ausgestattet. Das seien wohl keine Zeitgenossen mehr, sondern gestrige Menschen, Ideen und Argumente, die mit der heutigen Welt wenig gemeinsam



v.l.n.r.: Nicolaus Herzog von Leuchtenberg, Carla Michel und General a. D. Hans-Peter von Kirchbach (Generalinspekteur a. D. der Bundeswehr).  
Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

haben und uns nicht direkt ansprechen können.

Wirft man jedoch ein Auge auf die Ereignisse der Sommerkrise 1914, dann ist man doch erstaunt von der hohen, von der rohen Aktualität. Von der Modernität des Geschehens. Die Krise fing nämlich mit einem Auto-korso an. Vergegenwärtigt man sich das Bild der Wagen auf dem Appell-Kai in Sarajevo, dann fühlt man sich an Dallas im November 1963 erinnert. Es ist geradezu unmöglich, sich die Ereignisse im Kopf durchzuspulen, ohne diesen flackernden Film vom Attentat in Dallas im Hinterkopf vor sich zu haben.

Ausgeführt wurden die Morde von einer Gruppe von Selbstmordattentätern – und das im wirklichen Sinne, denn die jungen Männer, es waren sieben an der Zahl, die sich in Sarajevo versammelt hatten, um den Thronfolger niederzustrecken, waren ja nicht nur mit Bomben und Pistolen ausgestattet, sondern auch mit Zyankali, mittels dessen sie laut Anweisung nach Erledigung ihrer Aufgabe sich das Leben nehmen sollten. Und die beiden aktivsten Kommandos, Nedeljko Čabrinović und Gavrilo Princip, haben beide versucht, sich das Leben zu nehmen. Das hat zwar nicht geklappt, weil das Gift eine schlechte Qualität hatte, es war verrotten, war nicht mehr wirksam, aber sie haben es beide versucht, das ist das Wichtige.

Radikalisiert wurden diese jungen Männer durch ein irredentistisches Milieu, welches wiederum durch einen regelrechten Totenkult gekennzeichnet war, durch eine quasi religiöse Verherrlichung der Selbstopferung, der Rache und des Attentates. „Ich will wie eine Fackel brennen für mein Volk“, schrieb der verstorbene Selbstmordattentäter Žerajić, der sich 1910 nach einem verfehlten Attentat auf den österreichischen Landeschef von Bosnien das Leben nahm. Am letzten Abend vor dem Sarajevoer Attentat hielt sich Princip am Grabe des verstorbenen Žerajić auf, ja er legte sogar Blumen dorthin, wenn auch die österreichischen Gerichtsprotokolle etwas böse anmerkten, diese Blumen seien nicht eigens für Žerajić gekauft worden, sondern von anderen Grübern gestohlen. Das schätzt man ja an den Österreichern, dass sie so etwas merken, den meisten wäre das entgangen. Wer fragt sonst nach der Herkunft der Blumen.

Jedenfalls sagt dieses wiederholte Aufsuchen des Grabes eines toten Selbstmordattentäters vieles über die Kultur dieser irredentistischen Untergrund-Netzwerke aus. Als ich auf der Schule von diesen Einzelheiten erfuhr, erschienen mir diese jungen, sehr fremden, fast unverständlichen Gestalten fest eingeschlossen in einer fernen Vergangenheit. Heute ist uns jedoch aus naheliegenden Gründen die Figur des Selbstmordattentäters gar nicht mehr so fremd.

Auch in anderer Hinsicht haben sich unsere Perspektiven auf die damaligen Ereignisse verschoben. Der Angriff auf die zwei Türme in New York machte uns auf die gestaltende, verwandelnde Kraft eines Ereignisses, eines Terroraktes aufmerksam. Und das ist nicht unwichtig, denn unter meinen Kollegen, nicht unter den hiesigen, aber unter manchen Kollegen war zeitweilen die Kategorie „Ereignis“ sehr unmodisch. Man sprach nicht mehr von Ereignissen, sondern nur von Strukturen.

Und nach den jugoslawischen Kriegen der 1990er Jahre sind wir vielleicht weniger geneigt, die Energie des Gewaltpotenzials des damaligen balkanischen Nationalismus zu übersehen. Wir sehen in ihm einen eigenständigen geschichtlichen Faktor.

Die Sommerkrise von 1914 mag also in einer größeren zeitlichen Entfernung von uns stehen, sie ist uns aber paradoxerweise näher als vor 10, 20 oder 30 Jahren, denn erst langsam ist es uns klar geworden, was genau das Ende der bipolaren Stabilität des Kalten Krieges für die Entwicklung des globalen geopolitischen Systems bedeutet. Wir befinden uns, wie die Zeitgenossen des Jahres 1914, in einer, und das ist schon angesprochen worden, in einer zunehmend gefährlicher werdenden, multipolaren Welt. Die Julikrise vom Jahre 1914 spricht uns also an.

Was will sie uns aber sagen?  
Ich glaube zwar nicht, dass die

Geschichte uns kompakte Ratschläge bieten kann, das ist ein Problem für die meisten Historiker: Wir glauben nicht, dass man Ratschläge oder Lehren aus der Geschichte beziehen kann. Und deswegen, wenn wir bei Talkshows oder in Radio-Interviews gefragt werden, was sind die Lehren? Dann fangen wir an zu differenzieren, wir sagen: Die Analogien sind immer partiell – da ist es kein Wunder, dass wir oft nicht wieder eingeladen werden.

Ich möchte mich dennoch über diese für meine Zunft charakteristische Skepsis ganz kurz hinwegsetzen und versuchen, doch den Ereignissen, die den Ersten Weltkrieg zustande gebracht haben, doch ein paar, und damit werde ich abschließen, ein paar kurze Einsichten, nicht Lehren, aber vielleicht Einsichten ganz allgemeiner Art abzugewinnen. Und das sind ja nur vier an der Zahl, das ist keine erschöpfende Liste, aber nur vier Einsichten, die man sozusagen diesen Ereignissen von damals abgewinnen kann.

Erstens: Die Tatsache, dass eine Krise ohne Krieg wieder abebbt, ist an sich kein Grund zu glauben, dass die nächste ebenso ungefährlich ausgehen wird. Die Zeit vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges war durch eine lange Kette von Krisen geprägt: die Marokkokrise, die Bosnische Annexionskrise, die Agadir-Krise, der erste Balkankrieg, der zweite Balkankrieg, die Winter-



v.l.n.r.: Dr. Harald Langenfeld, Generalleutnant a. D. Reinhard Kammerer und Brigadegeneral a. D. Harald Fugger.  
Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

krise 1912/13, und dazwischen gab es immer wieder Zeiten der Entspannung. Friedrich Kießling hat sehr deutlich gezeigt, dass das europäische Staatensystem ebenso fähig war, Phasen der Polarisierung hervorzu- bringen. Es gab also keinen linearen Weg in den Krieg. Keine stetige Potenzierung der Aggressivität, bis ein Krieg unausweichlich wurde. In dem bedeutenden Essay-Band „Der unausweichliche Krieg“ hat der in Großbritannien lehrende deutsche Historiker Holger Afflerbach auf jene Momente hingewiesen, wo die Gefahr eines bevorstehenden Krieges plötzlich zurückging. Die Zeitgenossen atmeten auf, die Normalität kehrte wieder ein.

Aber diese Oszillationen hatten eine paradoxe Wirkung: Der Paukenschlag der Krisen, verstärkt durch die Medien natürlich, hat die Menschen abgestumpft. Die Staatsmänner wähten sich sicher und unterschätzten die mit ihrem Handeln einhergehenden Risiken. Man muss nicht lange nachdenken, um die Parallelen zu unserer Zeit zu erkennen. Man denke hier an all die Krisen, die Europa und die Welt seit den 1990er Jahren geschüttelt haben, ich erwähne nur einige: Die Jugoslawienkrise, die zwei Tschetschenienkriege, der Terrorangriff auf New York, der Afghanistankrieg, der zweite Irakkrieg und seine Nachwehen, die noch bis heute fortwirken, die Georgienkrise, die Weltwirtschaftskrise, die Ukrainekrise, die

griechische Finanzkrise und nun die Flüchtlingskrise. Und die Syrienkrise natürlich. Das war der erste Punkt.

Zweitens: Die Verhältnisse innerhalb von Bündnissen sind mindestens genauso wichtig wie die Beziehungen zwischen ihnen. Wir neigen dazu, den Ausbruch des Ersten Weltkrieges als Kulmination eines sich stets vertiefenden Antagonismus zwischen den Allianzen Entente und Dreibund zu sehen. In Wirklichkeit war der Mangel an Vertrauen innerhalb der Bündnisse genauso wichtig. Warum wollten die Franzosen unbedingt, dass die Russen in die Balkankrise im Sommer 1914 bewaffnet eingreifen? Weil sie dachten, Russland würde in wenigen Jahren vielleicht so stark sein, es gab so eine rhetorische Bubble um Russland herum damals, man glaubte Russland würde so stark sein, dass es eigene Wege würde gehen können und vielleicht sogar auf die Hilfe Frankreichs würde verzichten können. Jetzt wäre vielleicht die letzte Chance, gemeinsam gegen Deutschland vorzugehen. Auch in St. Petersburg brachte man das Argument, auf die Franzosen wäre in zwei, drei Jahren vielleicht kein Verlass mehr. Poincaré wäre weg, vielleicht wäre der deutschfreundliche Kriegsgegner Joseph Caillaux wieder am Steuer. Da sollte man jetzt schon zuschlagen und die günstige geopolitische Konstellation nicht verschwenden.

Die Österreicher zweifelten an der Bündnistreue der Deutschen, die

in den zwei Balkankriegen eher mit den Briten kooperiert hatten als mit Wien. Und sie meinten den Zweibund mit Berlin durch eine entschlossene Reaktion auf das Attentat retten zu müssen. Und die Deutschen zweifelten an der Dauerhaftigkeit des Dreibunds. Italien bröckelte schon ab, sollte Österreich-Ungarn kollabieren, würde Deutschland allein gegen die Entente-Mächte dastehen. Angesichts dieser inneren Schwäche der Allianzen hatten viele Entscheidungsträger das Gefühl, die Zeit läuft aus. Sie handelten unter Zeitdruck und das setzte sie alle unter Handlungsdruck. Auch hier sind die Parallelen zur Gegenwart nicht schwer zu erkennen: Die derzeitige Führung des Weißen Hauses hat es geschafft, viele ihrer traditionellen Partner zu entfremden.

Die Auseinandersetzung zwischen Trump und Justin Trudeau auf dem neuesten G7-Gipfel markierten einen neuen Tiefpunkt. Seine, also Trumps, raue Art mit dem kanadischen Premierminister Justin Trudeau stand im deutlichen Gegensatz zu seinem Benehmen gegenüber Xi Jinping, in dessen Gegenwart Trump sich wie ein hackenschlagender Konfirmand benahm. Trump beschimpfte den kanadischen Staatschef als schwach und wirbt gleichzeitig für die Rehabilitation von Wladimir Putin. Er hat die EU als eine Feindin charakterisiert, er hat dieses Wort benutzt, also ‚foe‘. Der einst als ‚leader of a western world‘ stilisierte Präsident der Vereinigten Staaten hat weder für ‚den

Westen‘ als Wertegemeinschaft, noch für die Normen einer freiheitlichen Gesellschaftsordnung den geringsten Respekt. Trump hat Zweifel an der Tiefe des amerikanischen Engagements für die NATO geäußert. Er plädiert für eine Weltordnung, die ausschließlich auf der Verfolgung der eigenen Interessen durch jeden Staat beruht. Er schafft damit ein Klima der absoluten Unsicherheit unter den Bündnisgenossen. Ein Vertrauenskolaps innerhalb der NATO würde aber keineswegs die Gefahr eines Krieges vermindern, ganz im Gegenteil: Er würde die Intransparenz und Unberechenbarkeit des Systems wesentlich erhöhen. Das war der zweite Punkt.

Drittens: Es gibt keine Peripherien. Lassen Sie mich anhand eines Beispiels erklären, was ich damit meine. Im Jahre 1911 griff Italien das Land, das wir heute Libyen nennen, ohne Provokation an mit dem Ziel, diesen Teil Nordafrikas als italienische Kolonie zu bekommen. Im Laufe dieses heute auch in Italien weitgehend vergessenen Krieges wurden damals erstmalig Flugzeuge zur Luftaufklärung eingesetzt, italienische Schiffe bombardierten die libysche Hauptstadt, es kam zu Landungen in Tripolis, Bengasi, Tobruk. Es fanden auch die allerersten Luftangriffe statt: Bomben wurden von Fliegern und Luftschiffen abgeworfen. Das war, gewiss, eine nach heutigen Maßstäben sehr handgestrickte Technik, der Pilot musste im Fliegen die Bombe zwischen den Knien halten, den Zün-

der einschrauben und scharfmachen und die Waffe dann mit der Hand rechtzeitig auf die feindlichen Truppen abwerfen, ohne derweil natürlich die Kontrolle über seine Maschine zu verlieren.

Bequemer war es auf den Luftschiffen, die bis zu 200 Bomben mitführten. Das waren immerhin die ersten Luftangriffe der Weltgeschichte und die Wirkung auf die türkisch-arabischen Truppen, die man heute wohl als Bodentruppen bezeichnen würde, war dementsprechend dramatisch. Exakt hundert Jahre nach diesem Konflikt fielen Bomben wieder auf libysche Städte. Die Schlagzeilen waren voller Namen, wie sie schon 1911 in den Zeitungen gestanden hatten: Tripolis, Bengasi, Sirte, Darna, Tobruk, Sahir, Misrata. Interessant an dem vergessenen Krieg von 1911 ist, dass er ein bedeutender Meilenstein auf dem Weg zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges war, schließlich hatten die Italiener in Libyen drei integrale Provinzen des osmanischen Reiches angegriffen.

Der Raubüberfall setzte auf dem Balkan eine Kette ähnlicher Angriffe auf südosteuropäische Besitzungen des osmanischen Reiches in Gang. Und die beiden Balkankriege 1912 und 1913 fegten dann wiederum ein System geopolitischer Balancen weg, die es lange ermöglicht hatten, regionale Konflikte dort einzudämmen. Die NATO-Luftschläge haben bisher keine solch fürchterlichen Konsequenzen

nach sich gezogen. Allerdings hat die libysche Intervention 2011 doch die Spannungen unter den Großmächten wesentlich verschärft. Wladimir Putin, damals russischer Ministerpräsident, hat den Einsatz der westlichen Alliierten gegen das Regime von Muammar al-Gaddafi scharf kritisiert. Er verglich die Intervention mit einem Kreuzzug. Es sei beunruhigend, sagte er, mit welcher Leichtfertigkeit der Westen immer eingreifen würde. Er müsse selbst Russland jetzt auf solche Konflikte vorbereiten und seine Verteidigungsfähigkeiten stärken.

Einige Zeitzeugen und Kommentatoren, die Putin gut kennen, sehen gerade in der Libyenkrise den entscheidenden Impuls zur betont anti-westlichen Orientierung der heutigen russischen Außenpolitik. In beiden Fällen galt Libyen als ein Ort an der Peripherie, wo man meinte Handeln zu können, ohne lange über die Konsequenzen nachdenken zu müssen. So peripheral war es allerdings doch nicht. Sowohl im Jahre 1911 wie auch im Jahre 2011 schlugen die Ereignisse dort direkt auf das Verhältnis zwischen den großen Mächten zurück. Das war der dritte Punkt.

Und nun zum vierten und letzten Punkt: Unklare Signale und Unentschiedenheit stellen für den Frieden ebenso eine Gefahr dar wie exzessive Aggressivität. Auffallend an den Krisen von 1914 sind die undurchsichtigen und oft chaotischen Prozesse der Entscheidungsfindung in allen

europäischen Exekutiven. Damals herrschte eine Unsicherheit, und unter den Historikern gibt es die noch immer, wer innerhalb der verschiedenen Regierungsbehörden denn genau die Macht hatte, den politischen Kurs zu bestimmen. Da stellte sich oft die Frage, ob man denn überhaupt im Falle Russlands oder Österreich-Ungarns von einer einheitlichen außenpolitischen Linie sprechen konnte oder vielmehr von einem Chor widersprüchlicher Stimmen. Die daraus folgenden Schwankungen der Politik und die widersprüchlichen Signale machten es nicht nur den Historikern, sondern zu allererst den damaligen Politikern schwer, das internationale Umfeld zu deuten.

Ist das heute so sehr anders? Nehmen wir die Politik des „Westens“, ich weiß, es gibt den Westen nicht, aber nur sprichwörtlich, gegenüber der Ukraine im Frühling 2008 als Beispiel: Die Ukraine hatte um eine beschleunigte Aufnahme in die NATO gebeten, über den sogenannten MAP, den „Membership Action Plan“. Hätte das in der Tat geklappt, wäre das ein verheerender Schlag für Russland gewesen und Wladimir Putin hatte ganz klar wiederholt gesagt, dass er das niemals akzeptieren würde. Aber US-Präsident Bush, ohne sich übrigens mit den EU-Staatschefs darüber auszutauschen, setzte sich persönlich stark dafür ein und flog sogar nach Kiew, um der damaligen prowestlichen Regierung Mut zu machen.

Die EU-Staaten waren gespalten, wie immer. Polen und die skandinavischen Staaten waren dafür, Deutschland und Frankreich dagegen, das Ergebnis war eine doppelbödige und substanzlose Politik, die in Russland einerseits provozierend wirkte, ohne andererseits für die westlichen Staaten einzeln oder als Kollektivität jemals die Basis für einen klaren und konsensfähigen Kurs schaffen zu können. Das Assoziierungsabkommen zwischen der EU und der Ukraine, das erste Abkommen neuen Typs im Rahmen der östlichen Nachbarschaftspolitik der EU, schuf auch innerhalb der Ukraine eine neue und potenziell gefährliche politische Situation. Es war letztendlich die Entscheidung des pro-russischen Präsidenten Viktor Janukowitsch, die Unterzeichnung dieses Vertrages aus „Gründen der nationalen Sicherheit“, wie er sagte, auszusetzen, die die Unruhen in der Ukraine veranlasste.

Egal wie man den jetzigen eingefrorenen Krieg in der Ukraine beurteilt, eine kluge und wohlgedachte Politik war das nicht unsererseits. Und das soll übrigens überhaupt keine Apologie für Wladimir Putin sein, der inzwischen den Antagonismus zum Westen zum tragenden Prinzip seiner Staatskunst erhoben hat. Und dessen Regime sich immer wieder abschreckende Verstöße gegen die internationale Ordnung, und ich würde auch sagen gegen den menschlichen Anstand und Moral, erlaubt. Also, keine Apologie für Putin, aber Einsicht



Nach seiner Keynote signierte Prof. Dr. Sir Christopher Clark seine Bücher für die Gäste. Hier im Bild (v.l.n.r.): Dorothea von Below, Generalleutnant a. D. Roland Kather, Wolf-Dietrich Rost (Mitglied der CDU-Fraktion im Sächsischen Landtag) und Eva Rost. Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

ten zum eigenen Beitrag zu diesen Eskalierungsprozessen.

Ich will hier schließen. Direkte Analogien zwischen Vergangenheit und Gegenwart sind nie plausibel, da haben meine Kollegen natürlich Recht. Die Politiker lieben es, Eins-zu-eins-Gleichungen festzustellen: Saddam Hussein gleicht Adolf Hitler, die Ukrainekrise ist München 1938 oder gar Europa im Sommer 1914. Bei solchen Eins-zu-eins-Analogien handelt es sich allerdings meistens nur um mutwillige Aktualisierungen. Sie wirken moralisierend und propagandistisch, bringen aber keinen wirklichen Erkenntnisgewinn. Wer genauer auf die Botschaften der Geschichte hört, wird schnell erkennen, dass sie eben keine Lehrerin ist, sondern ein Orakel. Statt kompakte Ratschläge

zu erteilen, bietet sie uns rätselhafte Erzählungen, über deren Relevanz für die Gegenwart wir erst lange nachdenken müssen.

Es gibt heute keinen Theobald von Bethmann-Hollweg und keinen Conrad von Hötzendorf und keinen Raymond Poincaré. Aber es gab Menschen und es gibt sie noch, die sich immer wieder in Zwangssituationen hinein manövierten. Wenn wir uns die Geschichte anschauen, ohne vorher zu wissen, was wir von ihr lernen wollen, kann sie unser Blickfeld erweitern, unsere Reflexionen vertiefen, uns weiser machen, als wir ohne sie wären. Wer das tut, wird vielleicht die gefährlichsten Zwangssituationen vorher erkennen oder ihnen sogar entkommen. So jedenfalls meine Hoffnung. Ich danke Ihnen.



## „Der Zweite Weltkrieg im europäischen Gedächtnis“

Vortrag von Prof. Dr. Sönke Neitzel (Universität Potsdam)

Bei dem nachfolgenden Text handelt es sich um das Manuskript des Vortrages von Prof. Dr. Sönke Neitzel. Es gilt das gesprochene Wort.

In Großbritannien steht an jedem 11. November um 11 Uhr das öffentliche Leben still. Auf Plätzen, in Büros und Straßen wird in zwei Schweigeminuten der Gefallenen gedacht. Mitten im Londoner Regierungsviertel legen die Queen und Regierungsvertreter am zentralen Denkmal für den Ersten Weltkrieg einen Kranz nieder. Millionen Briten tragen im November als Symbol ihrer Verbundenheit mit den Gefallenen und Verwundeten eine kleine rote Mohnblume aus Plastik am Revers. Der 8. Mai hatte demgegenüber nie eine vergleichbare Bedeutung gehabt. In Deutschland spielte hingegen der 11. November keine Rolle, während sich der 8. Mai nur zögerlich und allmählich zu einem Gedenktag entwickelte. Wir alle erinnern uns noch an die Worte Richard von Weizsäckers am 8. Mai 1985. In der DDR wurde der 8. Mai als Tag der Befreiung des deutschen Volkes vom Hitlerfaschismus gefeiert, seit 1950 war er zeitweise sogar ein arbeitsfreier Tag. Die Niederländer feiern den 5. Mai als Tag der Befreiung, Italien den 25. April, in Russland den 9. Mai und in Polen haben der 3. Mai als Verfassungstag und der 11. November



Prof. Dr. Sönke Neitzel wies in seinem Vortrag auf die unterschiedlichen Erinnerungskultur der am Zweiten Weltkrieg beteiligten Nationen hin: „Die Geschichte ist ein großer Wühltisch, aus dem wir uns das passende T-Shirt wählen“, so Neitzel.

Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

als Unabhängigkeitstag zweifellos eine größere Bedeutung als der 9. Mai, der hier kein Feiertag, sondern ein Gedenktag ist. In Japan bezieht man sich nur am 6./9. August bei den Friedenszeremonien von Hiroshima und Nagasaki auf die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges.

Damit deutet sich ein wichtiger Befund an: Der Zweite Weltkrieg war ein globales Ereignis, die Erinnerung

an ihn ist aber national geprägt, weil sich die Kriegserfahrung von Land zu Land ganz erheblich unterschieden. Und: Wir müssen ihn im Kontext mit dem Ersten Weltkrieg als Teil eines Zeitalters der Weltkriege verstehen, das in einigen Ländern auch schon vor 1914 beginnt (Türkei) und in anderen nach 1945 (Griechenland, Litauen, China) endet.

Der Zweite Weltkrieg hinterließ ein denkbar gespaltenes und nur schwer einzuordnendes Kriegserlebnis: Die Deutschen hatten bis zuletzt einen verbrecherischen Krieg geführt. Ihr Land war 1945 zerstört und geteilt. Zugleich hatte es in Italien, Jugoslawien, Griechenland und der Ukraine blutige Bürgerkriege gegeben, während in Frankreich das Vichy-Regime allzu willig mit den Deutschen kooperierte. Auch in den anderen besetzten Ländern war der Widerstand gegen die Besatzung eher überschaubar. Hunderttausende hatten selbst in der Sowjetunion mit den Deutschen zusammengearbeitet (Ukrainische SS-Division, eine estnische, zwei lettische). Und Hunderttausende kämpften in Osteuropa seit 1944 gegen die Sowjetunion.

Als die Waffen schwiegen, schlug die Stunde der großen Meistererzählungen, die helfen sollten, den



Auch die Pausen wurden für rege Diskussionen genutzt, wie hier zwischen Prof. Dr. Sönke Neitzel (links) und Prof. Dr. Sir Christopher Clark.  
Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

Schrecken der Kriegsjahre einzuordnen und Sinn zu verleihen. In der Nachkriegszeit ging es nirgendwo darum, Geschichte in ihrer ganzen Komplexität und Widersprüchlichkeit abzubilden, sondern sich eine Meistererzählung zurecht zu legen, die politische Systeme stabilisierte und sozialen Frieden stiftete. Eine Meistererzählung, die nicht schmerzte, sondern im Gegenteil half, Schmerzen zu lindern. Dies galt insbesondere für solche Staaten, die 39/45 eine höchst ambivalente Rolle spielten und womöglich auch noch auf beiden Seiten gekämpft hatten, so wie Italien, Frankreich oder Rumänien.

In Deutschland entstand schon vor der Kapitulation eine wirkungsmächtige Deutung: Wir, die Deutschen, waren Opfer des NS-Regimes und des von ihm ausgelösten Krieges. Hitler, Himmler, Göring und Bormann und ihre Helfer, das waren die Schuldigen und soweit sie nicht tot waren, seien sie beim Nürnberger Kriegsverbrecherprozess zu Recht verurteilt worden. Wir haben aber nur unsere Pflicht getan und seien missbraucht worden. Diese Haltung galt auch und vor allem für die Angehörigen der Wehrmacht. Schnell war man sich einig, dass die Verbrechen – von wenigen Ausnahmen abgesehen – die SS begangen hatte, die Wehrmacht aber einen

ehrvollen, sauberen Kampf geführt habe. Und vor allem, dass die deutschen Soldaten die besten der Welt gewesen seien, die nur durch die zahlenmäßige Überlegenheit der Gegner in die Knie gezwungen wurden.

Erst in den 1960ern entstand dann ganz allmählich eine größere Sensibilität für die NS-Zeit und ihre Verbrechen. Und doch dauerte es noch geraume Zeit, bis auch die eigene Schuld breit thematisiert wurde. Die neuen Erkenntnisse um das Ausmaß deutscher Verbrechen verbanden sich mit der Fischer-Kontroverse um die deutsche Verantwortung für den Ausbruch des Ersten Weltkrieges zu einer generell negativen Deutung der deutschen Geschichte von 1871 bis 1945. Das autokratische Kaiserreich provozierte den Weltkrieg, radikalisierte sich in den Jahren 14/18 und die Entwicklung führe dann geradezu zum Nationalsozialismus und dem Völkermord. Gewissermaßen habe Deutschland erst mit Willy Brandts Kanzlerschaft die dunkle Phase seiner jüngsten Geschichte durchschritten. Vielen war und ist eine positive Identifikation mit der eigenen Nation daher nicht mehr möglich. Nationale Symbole wie die Fahne oder die Nationalhymne waren in Deutschland weniger populär als in anderen Ländern und hierzulande wurde die Orientierung eher in einer größeren, einer europäischen Identität gesucht. Oder aber durch eine besonders engagierte Aufklärung der NS-Vergangenheit, getreu dem Motto: Wir stellen

uns schonungslos den dunklen Seiten der eigenen Vergangenheit.

Freilich gab es niemals nur eine Erinnerung, sondern zahlreiche miteinander konkurrierende Meistererzählungen. Die vielen Zeitzeugen und ihre Angehörigen, Historiker, Politiker, Journalisten entwickelten alle ganz unterschiedliche Sichtweisen – je nach politischer Haltung und der eigenen Rolle während des Krieges. Als sich spätestens in den 1990er Jahren etwa die Auffassung durchsetzte, dass die Wehrmacht keinesfalls einen sauberen Krieg geführt hatte, hielt sich genau diese Deutung hartnäckig unter den meisten Veteranen. Sie empfanden die Erkenntnisse über Gräueltaten als Bedrohung für das eigene Selbstbild und sahen sich der Sinnhaftigkeit ihrer Tätigkeit als Soldat beraubt. Dabei wurden die Verbrechen von ihnen nicht generell gelehnet, wohl aber die Verstrickung der eigenen Person oder der eigenen Einheit. Obgleich die Zeitzeugen denkbar Unterschiedliches erlebt haben, hat sich im Verlauf der Jahrzehnte ein erstaunlich vereinfachtes Muster der Erinnerung herausgebildet, dass aller Differenzierungen entledigt ist. Die Zeit bis zur Schlacht von Stalingrad wird als „gut“, jene danach als „böse“ erinnert. Der Mythos der handwerklich so exzellenten Wehrmacht hält sich übrigens in bestimmten Kreisen bis heute.

Dies liegt zu einem nicht unerheblichen Maße auch an populärwis-

senschaftlichen britischen Autoren, die die Überhöhung der Wehrmacht gerne zur Unterstreichung der Leistung der eigenen Soldaten nutzten. So stammten die ersten fünf Rommel-Biographien von Briten. Seit den 1970er Jahren entwickelte sich in Großbritannien mehr und mehr die Meistererzählung einer heroischen Nation, die praktisch im Alleingang das übermächtige Dritte Reich niederrang. Die Luftschlacht um England gehört seit jeher zum kulturellen Erbe des Landes und jeder Schulfuge weiß bis heute, was eine Spitfire ist. Alles, was nicht in das Bild einer „nation of winners“ passt, wird mehr oder minder konsequent ausgeblendet. Ein Besuch in den zahlreichen britischen Kriegsmuseen gibt davon eindrucksvoll Zeugnis.

Der Zweck des 1971 nach London verlegten National Army Museum war und ist es bis heute, ein positives Verhältnis zu den Landstreitkräften zu zeichnen. Trotz aller Überarbeitung blieb dieses Narrativ immer erhalten. Ein treffendes Bild von der britischen Meistererzählung erhält auch, wer in einer beliebigen britischen Buchhandlung vor das Regal „Military History“ tritt. Man findet dort Bücher von britischen Siegen und Geschichten von heroischen Einzelaktionen. Sehr beliebt sind Kommandooperationen. Der Zweite Weltkrieg als eine große James Bond-Geschichte. Ich will das hier nicht ins Amüsante ziehen. Natürlich hatte Großbritannien eine ganze andere Rolle im Zweiten Weltkrieg als

Deutschland. Und vor allem: solche Meistererzählungen haben ihren gesellschaftlichen Sinn und sie sind in ihrer Bedeutung nur in der jeweiligen Kultur zu entschlüsseln. Das Narrativ des Militärgeschichtlichen Museums in Dresden würde in London nicht funktionieren, ebenso wenig jener des National Army Museum in Dresden.

In den Vereinigten Staaten war der Umgang mit dem Zweiten Weltkrieg zumindest in den 1970er Jahren viel kritischer. Die Umbrüche der 68er Zeit und die Kritik am Vietnamkrieg waren in ihrem Einfluss auf das Geschichtsbild nicht zu unterschätzen. Mit dem Ende des Kalten Krieges und dem Ende eines klaren Gut/Böse Schemas gab es aber auch hier mehr denn je die Notwendigkeit, den Zweiten Weltkrieg als heroischen Referenzpunkt auszuweisen – der Erste Weltkrieg bot da aus amerikanischer Sicht wenig Ansatzpunkte. So avancierten die GIs zur „greatest generation ever“. Natürlich ist dies eine Verklärung. Jene Männer, die am 6. Juni 1944 in der Normandie landeten, dürften nur eine vage Ahnung gehabt haben, wofür sie eigentlich kämpften. Das Wissen um Deutschland war von wenigen Propagandafilmen geprägt und wenig spezifisch. Und von Ausschwitz wussten von den normalen Soldaten ohnehin niemand Bescheid. Kriegsverbrechen der Amerikaner haben in diesem Bild kaum Platz: die Gefangenener-schießungen in der Normandie, der Trophäenkult im Pazifik, die Vergewaltigungen, all dies wird ausgeblendet.

Beredeter Ausdruck der aktuellen amerikanischen Meistererzählung ist das 2004 eingeweihte monumentale World-War-II-Memorial in Washington D.C.

In den von Deutschen besetzten Ländern entstand bald nach dem Krieg Vorstellung einer gegen die Deutschen geeinten Nation im Widerstand. Die Resistance in Frankreich und die Resistenza in Italien wurden mythisch überhöht, um die tief gespaltenen Gesellschaften zu einen. Am frappierendsten war dieser Vorgang in Italien, wo die faschistische Zeit vor 1943 weitgehend aus dem Gedächtnis verschwand und bald nur noch die Zeit der deutschen Besetzung im Vordergrund stand. Kein Wort vom blutigen italienischen Kolonialkrieg in Abessinien 1935 – 1941, der Besetzung des Balkans. Kein einziger Italiener ist je wegen Kriegsverbrechen in der faschistischen Zeit vor einem italienischen Gericht angeklagt worden. Als ich einmal zusammen mit einer Delegation von Politikern des Landes Hessen im Rathaus von Bologna empfangen wurde, konnte man sich des Eindrucks nicht verwehren, dass es den Rednern offenbar entfallen war, das Italien und Deutschland 1940-43 Verbündete waren.

Aus Sicht des Historikers ist es nun ein leichtes, diese Bilder als verkürzt, verzerrt oder falsch zu entlarven. Doch Nationen und Gesellschaften benötigen Mythen offenbar ebenso, wie wir uns alle positive Selbstbilder

zu Recht legen. Jeder will sich als guten Menschen sehen, und drängt alles weg, was dies Bild in Frage stellen könnte. So ist die Geschichte der Weltkriege ein riesiger Baukasten, aus dem man sich bedient, um als Gesellschaft, als Gruppe oder aber als Einzelperson, das herauszunehmen, was passt und alles andere tunlichst zu ignorieren. Gerade in der Nachkriegszeit hatten diese Mythen ihren Sinn. Auch heute etwa in Russland in besonderer Form.

Gleichwohl ist unübersehbar, dass in den letzten Jahrzehnten die Erinnerung auch an den Zweiten Weltkrieg wesentlich differenzierter geworden ist. So wird heute in Deutschland niemand mehr behaupten, dass die Wehrmacht, einen „sauberen“ Krieg führte. Ihre Verbrechen sind minutiös dokumentiert. Der Holocaust steht – weithin sichtbar durch das 2004 fertiggestellte Mahnmal in Berlin und den Holocaustgedenktag am 27. Januar – im Zentrum des deutschen Geschichtsdiskurses. Aber auch im Ausland tat sich viel. In kaum einem europäischen Land, vielleicht von Weißrussland abgesehen, ist man heute noch der Ansicht, dass man sich im Zweiten Weltkrieg geschlossen im Widerstand befand.

Das Thema Kollaboration ist in ganz Europa, aber auch in vielen asiatischen Ländern mittlerweile gut dokumentiert. Auch die Frage nach der Verstrickung in den Holocaust wird außerhalb Deutschlands mittlerweile

angesprochen. 1995 entschuldigte sich Staatspräsident Jacques Chirac für die Unterstützung der französischen Polizei bei der Deportation der französischen Juden. Und auch in Polen gab und gibt es eine Diskussion um die eigene Schuld in der Zeit des Zweiten Weltkrieges. Auslöser der Debatte war das Massaker von Jedwabne am 10. Juli 1941 als Polen bei der Ermordung von mindestens 340 jüdischen Einwohnern eine zentrale Rolle spielten. 2001 hielt der polnische Präsident Aleksander Kwaśniewski eine Rede und sprach die Schuld polnischer Bürger an dem Massaker erstmals öffentlich an. Mittlerweile ist wohlbekannt, dass es auch in Polen, einem Land, das wie kein zweites unter der mörderischen deutschen Besatzung zu leiden hatte, eben nicht nur Opfer, sondern auch Täter gab.

Und doch bleibt die Erinnerung an die Weltkriege umstritten, ja sie entfaltet zuweilen eine Kraft, die das europäische Miteinander belastet. In Polen gibt es unter der neuen Regierung eine erinnerungspolitische Kehrtwende, die etwa in der Entlassung des Direktors des Museums des Zweiten Weltkrieges in Gdansk Pawel Machciewicz oder die Reparationsforderungen der Regierungspartei PiS mündete. Gewiss müssen solche Forderungen, die ja zuweilen auch in Italien und in Griechenland aufkommen, vor allem vor dem Hintergrund der jeweiligen Innenpolitik gesehen und dürfen

auch nicht dramatisiert werden. Sie dienen zuallererst der Mobilisierung von Bevölkerungsgruppen zu parteipolitischen Zwecken, zeigen aber gleichwohl, dass sich mit dem Thema Zweiter Weltkrieg 75 Jahre nach Kriegsende Emotionen und Ressentiments in einem Ausmaß hervorrufen lassen, das mir zuweilen doch Sorge bereitet.

Dieses Spiel mit der Geschichte ist allenthalben in Europa zu beobachten. Jeder der schon einmal in internationalen Erinnerungsprojekten gearbeitet hat, wird davon ein Lied singen können. Es ist unendlich schwer und mühsam zwischen Franzosen, Niederländern, Deutschen und Polen eine gemeinsame Position zu dieser Zeit zu finden, teilweise wird um jeden Begriff gerungen und ungeachtet aller wissenschaftlichen Fortschritte geht es vielfach darum, die eigene Nation als Opfer und die anderen als Bösewichter darzustellen. Dies ist alles nicht mehr so plump, wie noch in den 1950er und 1960er Jahren – aber das Bemühen um positive nationale Sinnstiftung tritt in solchen Projekten jenseits der wohlmeinenden Eröffnungsreden deutlich zutage.

Was ist nun zu tun? Gewiss sind wir als Deutsche vor allem dazu aufgerufen vor unserer eigenen Tür zu kehren. Es kann ja nicht unsere Aufgabe sein, ein anderes Land zu belehren, wie sie ihre Geschichte zu erinnern haben. Die Lösung ist gewiss nicht eine Exotisierung des Bösen, die letztlich mehr



v.l.n.r.: Michael Rollberg, Cedric Graf zu Solms-Laubach, Fionna Gräfin zu Solms-Laubach und Maximilian Graf zu Solms-Laubach.  
Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

dem Selbstbild des Schwarzmalers dient und in letzter Konsequenz wohl eher zu noch mehr Verharmlosung führt. Die Exotisierung führt dazu, die NS-Zeit von uns weg zu schieben und die Verbrechen als das Werk finsterner Nazis zu sehen. Die gab es natürlich, wer würde das bestreiten, aber das eigentlich Bestürzende ist ja gerade, das Unrecht und Gewalt zumeist das Werk von ganz normalen Männern (und Frauen) waren. Diesen Befund müssen wir an uns heranlassen, auch wenn es schmerzvoll ist.

Und weiter: Im öffentlichen Erinnern ist die Konzentration auf die Opfer des Nationalsozialismus gut und richtig.

Es ist eine wichtige Errungenschaft, die wahrlich nicht von selbst gekommen ist. Wir sollten aber eine Komplexitätsreduzierung nicht durch eine andere ersetzen. Wenn wir uns eine reflektierte Auseinandersetzung wünschen, dann müssen wir auch Formen finden, verantwortungsvoll an jene Deutschen zu erinnern, die als Wehrmachtssoldaten, im Bombenkrieg oder bei Flucht und Vertreibung umkamen – das ist auch Teil unserer Geschichte. Aber damit hadert die Republik nach wie vor. Der Frage, ob die Täternation an ihre Opfer erinnern darf und wenn ja in welcher Form, sollten wir aber nicht ausweichen, sonst überlassen wird das Feld rechtsradikalen Apologeten. So ist es kein gutes Zeichen, dass im letzten

Jahr zur Gedenkstunde anlässlich des Volkstrauertages im Bundestag lediglich ein Abgeordneter der SPD, zwei von der CDU aber 45 von der AfD erschienen. Ein gutes Zeichen ist hingegen, dass es eine Bundesstiftung Flucht, Vertreibung und Versöhnung gibt, die Ende 2020 in zentraler Lage in Berlin eine differenzierte Sicht auf die Vertreibung von 14 Millionen Deutschen in Kontext der Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts zeigen wird.

Dies führt mich zum nächsten Befund: Wissenschaft, öffentliche Gedenkkultur und politische Bildung befassen sich hierzulande ausführlich mit dem Nationalsozialismus und seinen Verbrechen, aber bizarrer Weise kaum mit dem Zweiten Weltkrieg. Das Interesse an einer Innenansicht des Krieges, daran, was Militär und Krieg mit Menschen macht, wie Menschen in totalen Organisationen handeln, warum sie handeln, ist im bundesdeutschen Kultur- und Wissenschaftsbetrieb eher gering ausgeprägt. Dies führt dazu, dass wir das Kriegserlebnis der deutschen und der europäischen Mehrheitsgesellschaften beiseite wischen, die Gewalterruption auf den Schlachtfeldern ignorieren, in dessen Kontext Millionen von Zivilisten und Soldaten umkamen. Vor allem verstehen wir nicht, in welcher Welt die Menschen damals eigentlich lebten, wenn wir den Krieg aus der Betrachtung herauskürzen.

Die Innenansicht des Krieges gibt den Blick frei auf eine enorme Vielfalt



v.l.n.r.: Wilhelm von Boddien, Wolfgang Köhler (Vorsitzender des Freundeskreises Schloss Hubertusburg e. V.) und Lorenz Eskildsen (Geschäftsführer der Eskildsen GmbH Wermisdorf).

Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

von widersprüchlichen Geschichten menschlichen Verhaltens in einem totalen Krieg. Verhalten, das meist wenig mit Heroismus oder politischem Idealismus zu tun hat und viel mehr mit einer pragmatischen Anpassung an wahrgenommene soziale Realitäten. Diese differenzierenden Einsichten verändern die deutsche Schuld um keinen Deut – im Gegenteil. Aber sie können doch erklären, wie Menschen in Extremsituationen handeln. Und daraus sollten wir lernen. Krieg und Gewalt hörten seit 1945 ja nicht einfach auf. Heute sind wir in einer krisengeschüttelten Welt mit diesen Mechanismen mehr denn je konfrontiert.

Meines Erachtens biete gerade der Krieg einen gemeinsamen Nenner auf den sich zumindest die Kontinentaleuropäer beziehen können. Wenn wir das Kämpfen, Töten und Sterben näher betrachten, wenn wir analysieren, warum Menschen taten, was sie taten, wie sie sich in ihren jeweiligen Gesellschaften positionierten, dann stellen wir fest, dass sich die Erlebnisse der Europäer weit mehr ähnelten, als dies in den nationalen Meistererzählungen zugestanden wird. Aus der Perspektive von unten haben die Weltkriege vor allem mit einer pragmatischen Anpassung an die jeweils vorherrschende soziale Praxis zu tun – weit mehr also mit

Opportunismus als mit hehrem politischen Idealismus.

Und das ist kein beruhigender Befund, denn er zeigt, wozu Menschen fähig sind, wenn sie meinen, dass ein bestimmtes Verhalten sozial geboten ist. Und dies gilt nicht nur für die Deutschen, sondern – in unterschiedlichem Ausmaß – für alle Europäer, die in die Gewalterfahrung der Jahre 1914 bis 1945 verstrickt waren. Schmerz, Schuld, Scham und Schande finden sich nahezu überall – und ebenso die passenden Verklärungen, um die dunklen Flecken in der eigenen Familie, dem eigenen Dorf oder dem eigenen Land zu verbergen. Man muss nur ein wenig herumreisen und mit den Menschen sprechen. Es ist verblüffend, wie sich die Geschichten vom Krieg ähneln.

Das bedeutet nicht – und dies sage ich mit allem Nachdruck – die Rolle aller Länder in diesem Krieg auf eine Stufe zu stellen oder gar die deutsche Schuld und Verantwortung auch nur um einen Deut zu relativieren. Die Dinge liegen für den Zweiten Weltkrieg glasklar vor uns. Es bringt uns in Europa aber auch nicht wirklich weiter vor allem eigene Opfernarrative zu bedienen.

Nun gibt es gewichtige Einwände gegen eine solche Sicht der Dinge, etwa, dass der Holocaust doch schließlich im Zentrum der gemeinsamen europäischen Erinnerung stehen müsse. Der 27. Januar ist ja 2005 von der EU zum europäischen Gedenktag

erklärt worden. Natürlich muss der Holocaust immer Teil der Erinnerung an die Weltkriege sein, und doch können wir die Weltkriege nicht auf den Holocaust reduzieren – und nur wenn wir das Kriegserlebnis als Ganzes in den Blick nehmen, können wir daran denken, das Kriegserlebnis in seiner ganzen Breite, in seiner ganzen Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit zu reflektieren.

Ein weiterer bedenkenswerter Einwand ist: Die Veteranen sind nicht mehr unter uns – das Kriegserlebnis kann daher nicht Gegenstand der Erinnerung sein, denn nur diese können dies tragen. Dem würde ich entgegenhalten, dass die wirkungsmächtigen Versöhnungsgesten von Kohl und Mitterand 1984 vor dem Gebeinehaus von Verdun zu einem Zeitpunkt stattfanden, der Erste Weltkrieg ähnlich lange zurücklag wie heute der Zweite.

Gewiss wird es eine europäische Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg niemals geben. Dazu sind die nationalen Kulturen und Narrative viel zu unterschiedlich. Dies muss auch gar nicht sein, jedes Land und jede gesellschaftlich-politische Gruppe hat hier seinen eigenen Bezug. Wir sollten uns aber bemühen, einen Beitrag zu leisten, die Fliehkräfte, die Europa zurzeit auseinanderzureißen drohen, ein Stück weit zu bändigen.

Erstens muss es darum gehen, die Logik der Erinnerung in anderen Län-

dern besser zu verstehen. Wenn wir permanent über Briten und Ostmitteleuropäer den Kopf schütteln mag dies ja möglicherweise auch an uns liegen, die zu wenig culture knowledge in die Debatte einbringen.

Zweitens müssen wir im eigenen Land uns davor hüten, dass extreme Sichtweisen von rechts und links noch mehr an Boden gewinnen und die Geschichte reichlich durchsichtig für ihre politischen Zwecke missbrauchen.

Drittens müssen wir uns aber auch einen differenzierten Diskurs zutrauen. Denn sonst verkommt Erinnerung schnell zu einer hohlen Phrase. Ich gebe zu, dass der Wunsch nach Differenzierung im Hinblick auf das kulturelle Gedächtnis vielleicht naiv, ja sogar ein Widerspruch in sich ist.: Wie schwer wir uns damit tun, kann – um hier nur ein Beispiel zu nennen – etwa an der Traditionsarbeit der Bundeswehr abgelesen werden, die ja immer auch ein Spiegelbild des gesellschaftlichen Diskurses ist. In dem vergangenen Jahr wurde darüber viel diskutiert und mir fiel dabei auf, wie schwer wir uns als Gesellschaft mit einem Traditionsbild tun, das einerseits nicht verklärt, aber andererseits eben auch artgerecht für eine Armee ist.

Wer sich den Aufschrei betrachtet, den ein tweet von Staatssekretär Peter Tauber über den Tod von Erwin Rommel in dieser Woche verursacht, wer sich die weitgehend kenntnis-

freien Kommentare aus der Politik und von erregten social-media Nutzern betrachtet, der versteht, dass die Form unserer öffentlichen Kommunikation das Nachdenken über komplexe historische Zusammenhänge sicher nicht einfacher macht. Und selbst meine eigene Zunft, die Historiker, deren Profession ja die Differenzierung sein sollte, tun sich zumindest in ihrem organisierten Teil zumeist damit hervor, dass sie sich eben nicht für eine Pluralität der Meinungen einsetzen.

Gleichwohl sollten wir als liberale Demokratie den Anspruch auf eine offene Diskussion über unsere Vergangenheit nicht aufgeben – und ich werbe nachdrücklich dafür. Ich wünsche mir, dass wir Europäer und auch wir Deutschen uns trauen, die Geschichte – unsere Geschichte – öfters in Grautönen malen, und nicht so sehr in Schwarz und Weiß – und uns dabei klar von den Extremen links und rechts abgrenzen. Gewiss ist das Differenzieren mühsam, schwierig und zuweilen schmerzhaft. Und vor allem liefert es keine einfachen Antworten nach dem wir offenbar so sehr streben. Gleichwohl sollte man dies als Aufforderung betrachten, die Geschichte hinter der Geschichte zu erkunden. Man wird höchstwahrscheinlich auf Unerwartetes stoßen.



## „Wie aus Feinden Freunde wurden – Die Deutsch-Französische Aussöhnung“

### Vortrag von Konrad Adenauer

Bei dem nachfolgenden Text handelt es sich um das Manuskript des Vortrages von Konrad Adenauer. Es gilt das gesprochene Wort.

Vor zwei Wochen war ich mit Freunden auf einer Rundreise durch Burgund. Wir besuchten zunächst in den Ardennen ein in diesem Jahre eingeweihtes Museum über Krieg und Frieden. Auf der weiteren Reise fielen uns die vielen Denkmäler auf öffentlichen Plätzen und in Kirchen auf, die an die in vielen Kriegen gefallenen Soldaten erinnern. Dort wird also an die, die ihr Leben für ihr Land hergegeben haben, ehrenvoll und andauernd gedacht, im Gegensatz zu unserem Land, in dem das eher verpönt ist.

Ich bin gebeten worden, heute vor Ihnen über die deutsch-französische Annäherung nach dem Zweiten Weltkrieg zu sprechen, sicherlich mit dem Hintergrund, dass ich ein Enkel des früheren deutschen Bundeskanzlers Konrad Adenauer bin. Daher will ich versuchen, abgesehen von Rückblicken, diese Geschichte anhand der Person und der Politik meines Großvaters zu erzählen. Da mein Großvater die ersten 14 Jahre unserer Bundesrepublik Deutschland ganz maßgeblich gestaltet hat und auch von 1951 bis



Als einer von zwei „Zeitzeugen“ sprach Konrad Adenauer, ältester Enkel des gleichnamigen ersten Bundeskanzlers, über die gelungene deutsch-französische Aussöhnung nach dem Zweiten Weltkrieg. „Wie aus Feinden Freunde wurden – Die Deutsch-Französische Aussöhnung“ – so der Titel von Adenauers Vortrag.

Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

1955 Außenminister war, ist diese Vorgehensweise sicherlich gerechtfertigt. Bitte beachten Sie, dass ich kein Historiker bin, auch kein Wissenschaftler, sondern ein sehr interessierter und involvierter Liebhaber der Geschichte und ein wenig auch Zeitzeuge und ein Abkömmling Karls des Großen.

Der bekannte lothringische Schriftsteller und Historiker Jean de Pange,

übrigens ein Urenkel der berühmten Madame de Staël, hat zu Beginn der 50er Jahre ein Buch verfasst unter dem französischen Titel „Les Meules de Dieu“ (deutsch: Die Mühlen Gottes). Zu diesem Titel gelangte er durch eine Notiz, die ein gefallener deutscher Soldat im Fort Douaumont 1916 hinterlassen hat. Dort hieß es „Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich klein.“ Dieses

Zitat stammt von Friedrich von Logau aus der Zeit des 30-jährigen Krieges. Jean de Pange besuchte Adenauer in den 20er und 30er Jahren in Köln und führte viele Gespräche im Rheinland im Hinblick auf das deutsch-französische Verhältnis und Europa. Konrad Adenauer, der als Oberbürgermeister von Köln im Jahr 1919 die Kölner Universität, die 1794 von den Franzosen geschlossen worden war, wieder begründete, führte in seiner Eröffnungsansprache aus, dass die neue Universität dem Ausland wahre deutsche Art zeigen und vermitteln und von diesem das Gute seiner Kultur empfangen und dem deutschen Volke zuführen solle. Vor allem sollte die Universität das Wesensverwandte aller europäischen Kulturen zeigen. Nur wenn deren Versöhnung gelinge, wenn die europäischen Völker lernten, das allen europäischen Kulturen Gemeinsame zu erkennen und zu pflegen, werde das einem neuen Kriege vorbeugen. So wurde an der Kölner Universität ein Deutsch-Französisches Institut eingerichtet.

Nach dem Ersten Weltkrieg gab es im Rheinland Strömungen, die das Rheinland unter dem Einfluss Frankreichs vom Deutschen Reich lösen wollten. Man sprach von Separatismus. Diesen warfen die Kommunisten und die Nationalsozialisten auch meinem Großvater vor. Er wollte zum Beginn des Jahres 1919 lediglich die Abtrennung der Rheinprovinz von Preußen als selbständiges Land Deutschlands erreichen. Adenauer



v.l.n.r.: Espérance Gräfin Kinsky, Georg Erzherzog von Österreich, Gisela Prinzessin von Sachsen und Paul Clemens Prinz von Sachsen.  
Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

veranstaltete 1928 die großartige PRESSA, die erste und einzige internationale Presseausstellung der Welt, zu der erstmals nach dem Ersten Weltkrieg hohe ausländische Besucher nach Köln kamen, so auch der spätere französische Ministerpräsident Edouard Herriot, damals Erziehungsminister.

So kommen wir mitten hinein in den deutsch-französischen Gegensatz, aber auch in die frühen Bemühungen, ihn zu beseitigen.

Deutschland und Frankreich fußen letztlich auf dem germanischen Frankenreich und den fränkischen Dynastien der Merowinger und Karolinger. Aachen war die Stadt Karls des

Großen, später die Krönungsstadt der deutschen Könige. Reims war dies für die französischen Könige. Frankfurt am Beginn des Frankenlandes war die Wahlstadt der deutschen Könige und Kaiser, lange Zeit „frank“ und freie Reichsstadt, zur Zeit des Deutschen Bundes quasi deutsche Hauptstadt. In der Frankfurter Paulskirche wurde die erste deutsche Verfassung beschlossen.

Die Westfranken behielten das germanische „frank“ in ihrem Namen „La France“, während wir Ostfranken das germanische Wort für Volk in unseren Namen Deutschland aufnahmen. Die Franzosen nennen unser Land Allemagne, obwohl gerade der Franke Chlodwig kurz vor 500 n. Chr. die

Allemanen in Zülpich bei Köln (lateinisch Tolbiacum, französisch Tolbiac) geschlagen hat und anschließend durch den Heiligen Remigius in Reims getauft worden ist. Die Engländer, obwohl als Angeln, Sachsen und Normannen auch Germanen, haben uns das „Germany“ verpasst. Übrigens war ich Zeuge, wie der Kölner Künstler Ulrich Rückriem vor etlichen Jahren einen von ihm geschaffenen steinernen Pfeiler, der im Mittelpunkt eines Kreises von Ackerland, umgeben von einem Wald bei Zülpich, wie eine Nadel steht, in Erinnerung an die genannte Schlacht enthüllte.

Leider wurde unter den Nachfahren Karls des Großen dessen Frankenreich zunächst auf drei Reiche aufgeteilt, eines im Westen, eines im Osten und eines mittendrin als Lotharingen. Es begann der lange Kampf um das Mittelreich, den zunächst die Ostfranken gewannen. Das Heilige Römische Reich reichte auf diese Weise von der Nordsee bis zum Mittelmeer, von den italienischen Besitzungen hier einmal abgesehen.

Aber später, vor allem unter Ludwig XIV., begann Frankreich aufzuholen und auszuholen und seine Ostgrenze zu verschieben. Auf Einzelheiten will ich hier nicht eingehen. In gewisser Weise besteht das alte Lotharingen heute im Norden sozusagen fort, in Gestalt der drei Beneluxstaaten. Nur am Oberrhein haben Frankreich und Deutschland eine gemeinsame Grenze. Die vielen Kämpfe und Kriege

zwischen beiden Ländern begannen nach dem Ende des 100-jährigen Krieges zwischen England und Frankreich und der burgundischen Hochzeit des Habsburgers Maximilian im Jahre 1477. Frankreich fühlte sich eingekreist, erstarkte aber wirtschaftlich und militärisch aufgrund des dem Deutschen wesensfremden Zentralismus. Es griff neben Schweden in den an sich innerdeutschen 30-jährigen Krieg ein, welcher zu einer sehr starken Schwächung des Deutschen Reiches führte. Es folgten der pfälzische und der spanische Erbfolgekrieg. Nach den sogenannten Koalitionskriegen gegen das revolutionäre Frankreich überzog Napoleon Europa mit Krieg, die Erbfeindschaft war geboren. Man definierte ein west-östliches Kulturgefälle. Frankreich fühlte sich Deutschland kulturell überlegen, Deutschland in gleicher Weise gegenüber den Slawen. Die französische Kunst des 19. Jahrhunderts, vor allem in der Gestalt des Impressionismus wurde auch in Deutschland als überlegen empfunden und daher bekämpft. Man versuchte, dagegen den Expressionismus aufzubauen.

Vorher ereignete sich der deutsch-französische Krieg von 1870/71. Der französische Hochmut, auf den ich gleich noch zu sprechen komme, wurde hart bestraft, nicht zuletzt durch die Annexion Elsass-Lothringens durch Deutschland. Unabhängig von der Frage, ob diese Annexion richtig oder falsch oder gerecht war, beging Deutschland den

Fehler, dieses Reichsland durch einen Statthalter des deutschen Kaisers regieren zu lassen, statt ihm eine selbstbestimmte Regierung zu gestatten. Auch nahm man in Deutschland nicht auf die Gefühle und Stimmungen der Bevölkerung Rücksicht. So gelangte Elsass-Lothringen nach dem Ersten Weltkrieg wieder zurück an Frankreich, abermals nach dem Zweiten Weltkrieg. Was den französischen Hochmut 1870 angeht, so hat Theodor Fontane in seinem vierbändigen Werk über den deutsch-französischen Krieg einen Ausspruch des französischen Kriegsministers gegenüber Napoleon III. überliefert. Auf die Frage des Kaisers, ob Frankreich diesen Krieg gewinnen könne, soll er geantwortet haben: „Sire, wir werden keinen einzigen Uniformknopf nachbestellen müssen!“ Wie bitter Recht hatte der Minister damit.

Der vorletzte Tiefpunkt des deutsch-französischen Verhältnisses war der Erste Weltkrieg mit dem Versailler Vertrag und der Ruhr-Besetzung 1923 durch Frankreich und Belgien. Erst danach begann man auf beiden Seiten, in sich zu gehen und zu versuchen, von diesem Nullpunkt aus die beiderseitigen Beziehungen zu verbessern. Dazu trugen die Verträge von Locarno 1925 bei, durch den von den Verlierern des Ersten Weltkrieges der Status des Verlierers genommen wurde. Die Außenminister Aristide Briand und Gustav Stresemann erhielten 1926 dafür den Friedensnobelpreis, der britische

Außenminister Austen Chamberlain ein Jahr zuvor. Diese positive Entwicklung wurde durch Hitler ab 1933, auch durch den Austritt aus dem Völkerbund, abrupt beendet. Sein Blitzkrieg gegen Frankreich 1940 wurde zu einem Trauma für die Franzosen, so dass die deutsch-französischen Beziehungen 1945 völlig in Trümmern lagen. Frankreich ging es fortan im wesentlichen darum, sich vor Deutschland zu schützen. Gleichwohl gab es auf beiden Seiten auch bald Bestrebungen, aus dieser Sackgasse herauszukommen, vor allen Dingen nach Gründung der Bundesrepublik Deutschland mit deren Eintritt in den Europarat und unter dem Eindruck des Ost-West-Konfliktes und des Korea-Krieges.

In seiner ersten Regierungserklärung vom 20. September 1949 führte mein Großvater Konrad Adenauer aus: „Der deutsch-französische Gegensatz, der hunderte von Jahren die europäische Politik beherrscht und zu so manchen Kriegen, zu Zerstörung und Blutvergießen Anlass gegeben hat, muss endgültig aus der Welt geschafft werden. Ich hoffe, ja, ich sage: ich glaube, dass das Saar-Gebiet nicht zu einem Hindernis auf diesem Weg werden wird.“

Zunächst verfolgte mein Großvater den Eintritt Deutschlands in den Europarat, der am 5. Mai 1949 in London (sic!) gegründet worden war und seinen Sitz in Straßburg, also in Frankreich, genommen hatte. In ihm



v.l.n.r.: Lieselott von Scotti, Generalmajor a. D. Michael von Scotti, Nicolaus Herzog von Leuchtenberg und Carla Michel.  
Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

war auch das Saargebiet Mitglied. Deutschlands Beitritt erfolgte 1950. Adenauer kam die Demarche von Robert Schuman, dem seinerzeitigen französischen Außenminister, vom 9. Mai 1950 sehr gelegen. Bevor Schuman quasi zur Gründung der späteren Montan-Union, also der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl aufrief, hatte es einen internen Kontakt zwischen ihm und Adenauer gegeben, so dass mein Großvater auf diese Aktion vorbereitet war. Er gab damals schon deutlich zu verstehen, dass es ihm dabei weniger um Kohle und Stahl, als vielmehr um einen ersten und wichtigen Schritt auf die europäische Einigung hin ging. Damit war

natürlich auch ein erster Schritt Frankreichs auf Deutschland zu verbunden.

Es kam dann am 18. April 1951 zur Unterzeichnung des entsprechenden Vertrages durch die 6 Gründerstaaten in Paris, womit auch erstmals eine supranationale europäische Organisation geschaffen wurde. Bei seinem Besuch in Paris überreichte eine junge Französin meinem Großvater ein Kriegsverdienstkreuz ihres Vaters aus dem Ersten Weltkrieg, verbunden mit dem Wunsch, dass diese Haltung ein Zeichen für die Überwindung der durch die Kriege geschlagenen Wunden sein und zu einer Versöhnung beider Völker führen möge. Dieses Kreuz

befindet sich in einem Bilderrahmen, den mein Großvater stets vor sich auf seinem Schreibtisch stehen hatte.

Am 24. Oktober 1950 stellte der damalige Ministerpräsident René Pleven (1901 bis 1993) den Plan für eine Europäische Verteidigungsgemeinschaft vor, der natürlich auf größte Zustimmung meines Großvaters traf. Daraus wurde der in Paris geschlossene Vertrag über die Errichtung der EVG vom 27. Mai 1952, der leider in der Pariser Nationalversammlung am 30. August 1954 gestoppt wurde. Dieser Tag war einer der schlimmsten Tage im Leben meines Großvaters in seiner Zeit als Bundeskanzler. Einen Tag vor dem Pariser Vertrag war in Bonn, am 26. Mai 1952, zwischen den westlichen Siegermächten und Deutschland der sogenannte Deutschland- oder Generalvertrag zur Ablösung des Besatzungsstatuts geschlossen worden. Diese beiden Mai-Verträge waren durch ein Junktim verbunden, so dass sie nur gemeinsam ratifiziert werden konnten. Durch die Ablehnung der Ratifizierung des EVG-Vertrages durch die französische Nationalversammlung trat auch der Deutschlandvertrag nicht in Kraft.

Die Briten regten daraufhin im Herbst 1954 weitere Verhandlungen mit Deutschland seitens der westlichen Alliierten an, die mit den Pariser Verträgen vom 23. Oktober 1954 und dem Beitritt Deutschlands zur Nato im Jahr 1955 und der deutschen Souveränität am 5. Mai 1955 abschlossen.

Verhandlungen zwischen den sechs Mitgliedsstaaten der Montan-Union in der Folgezeit führten am 25. März 1957 durch die Verträge von Rom zur Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) und von EURATOM.

Als dieses zukunftsweisende Werk vollbracht war, befand sich Frankreich aufgrund des Algerien-Krieges und des vorausgegangenen Indochina-Krieges immer noch in einer sehr schwierigen Verfassung, so dass die Regierungen fast monatlich wechselten. In dieser Situation rief man den in seinem innerfranzösischen Domizil weilenden und grollenden General de Gaulle aus Lothringen nach Paris zurück, um ihm seitens des Staatspräsidenten René Coty die Regierungsgewalt zu übertragen. De Gaulle sagte in seiner berühmten Rede im Ballsaal des Bahnhofs Orsay zu und ließ sich nach einigen Monaten als Ministerpräsident und der Bildung der sogenannten 5. Republik, die durch eine neue Verfassung am 7. November 1958 begründet wurde, am 21. Dezember 1958 zum Staatspräsidenten wählen.

Zuvor lud er meinen Großvater nach Paris zu einer ersten Begegnung ein. Zu dieser wollte mein Großvater aber nicht reisen, da er größte Befürchtungen gegenüber de Gaulle hegte. De Gaulle war ja schon nach Ende des Zweiten Weltkrieges Regierungschef gewesen und galt als Nationalist, jedenfalls nicht als Freund des sich gerade vereinigenden Europas. Mein

Großvater sah sein bisheriges Werk im Hinblick auf Europa stark gefährdet. Zudem fühlte er sich auch de Gaulle als Mitsieger des Zweiten Weltkrieges in Paris unterlegen. Bei den bisherigen Regierungschefs in Frankreich hatte er mehr das Gefühl einer Begegnung auf Augenhöhe. Bei de Gaulle schien das nicht nur aufgrund dessen körperlicher Größe etwas Anderes zu sein. Als de Gaulle darauf auswich, ihn in seinem Wohnhaus in Colombey-les-deux-Eglises zu empfangen, schien dies meinem Großvater besser zu passen.

Gleichwohl reiste er mit gemischten Gefühlen von Baden-Baden aus Mitte September 1958 dorthin. Schon vom ersten Augenblick an mochten sich die beiden Staatsmänner (Coup de Foudre). Über diese Begegnung ist sehr viel geschrieben worden. Auch ich war einige Male in Colombey in der Boiserie. Der Sohn de Gaulles, der Admiral, hat mir diese Begegnung und auch die Mahlzeiten, die dort eingenommen wurden, eingehend beschrieben. Seine Mutter und er waren ja dabei. Einen besonderen Vorzug erfuhr mein Großvater auch dadurch, dass er im ersten Stock im Turmzimmer des Anwesens übernachten durfte. So wurde dieser Besuch ein voller Erfolg und der Beginn einer bis zum Tode meines Großvaters dauernden politischen Freundschaft. Ein ähnlich gutes Verhältnis hatte mein Großvater nur zu dem 1959 verstorbenen amerikanischen Außenminister John Foster Dulles. Viele fragen sich,

wie diese Freundschaft zwischen meinem Großvater und de Gaulle entstehen konnte.

Man sagt, dass de Gaulle es liebte, bewundert zu werden. Dem entsprach mein Großvater. De Gaulle selbst kam sich ja wie eine Reinkarnation der Jungfrau von Orleans vor und besaß ein gehöriges Sendungsbewusstsein. Mein Großvater auf der anderen Seite war auch davon überzeugt, dass nur er die drängenden Aufgaben Deutschlands und Europas lösen könne. So äußerte er 1954 im Londoner Hotel Claridge's: „Mein Gott, was soll aus Deutschland werden, wenn ich nicht mehr da bin?!“ Er verstand es, Sympathien für Personen zu entwickeln, die seinen Bestrebungen nützlich waren, und lernte somit, de Gaulle besonders zu schätzen. Abgesehen davon, standen sie auf denselben humanistischen Grundlagen und besaßen dieselben Wertvorstellungen.

Was von vielen Europafreunden befürchtet worden war, so auch von meinem Großvater, trat nicht ein. Frankreich hielt sich an die geschlossenen Verträge. Allerdings misstraute de Gaulle der Integration der NATO-Streitkräfte, die ihren Sitz in Fontainebleau bei Paris hatten. Er war überhaupt kein Freund supranationaler Organisationen, während er ein unbedingter Befürworter des Nord-Atlantik-Paktes war. Sein Verhalten führte dazu, dass der Sitz der NATO nach Brüssel verlegt wurde. Die EWG entwickelte sich in den

weiteren Jahren prächtig und, wie wir heute wissen, hat sie es bis auf 28 Mitgliedsstaaten in Europa gebracht. Die Montanunion und EURATOM gingen in ihr auf. Sie wandelte sich zur Europäischen Gemeinschaft und zur Europäischen Union.

Man kann also feststellen, dass das Zusammenwirken Frankreichs und Deutschlands bei den europäischen Einigungsbestrebungen durch de Gaulle nicht beeinträchtigt wurde und beide Länder gemeinsam mit den übrigen Europäern sehr gute Fortschritte erzielt haben, siehe unsere EURO-Währung. Natürlich gab es immer wieder Rangeleien beider Länder um die Besetzung der europäischen Spitzenpositionen, bis zum heutigen Tag. Die europäischen Gremien haben sich dann im Laufe der Jahre auf Straßburg, Luxemburg und Brüssel verteilt. Man ist geneigt, an das alte Lotharingen zu denken.

Aber wie ging es zwischen unseren beiden Ländern weiter? De Gaulle hielt Deutschland immer für ein wichtiges und starkes Land, auf der Augenhöhe mit Frankreich. Deshalb war er stets ein Befürworter der deutschen Wiedervereinigung und für eine starke europäische Verteidigungsmacht, nicht integriert, aber verbündet. Er setzte dabei mehr auf seine Force de Frappe als auf die Unterstützung der Amerikaner. De Gaulle merkte, dass die kleineren Mitglieder des Europas der Sechs eine stärkere Verbindung zwischen Frankreich und

Deutschland nicht gerne sahen, da sie darin eine Vorherrschaft der beiden Länder in Europa erblickten. Aus diesem Grunde wurden die von dem französischen Beamten Christian Fouchet entwickelten Pläne von 1961 und 1962 für eine deutsch-französische Union nicht verwirklicht. De Gaulle und Adenauer hatten dies eigentlich gewollt, um durch diese Verbindung einen starken Kern Europas zu schaffen. Beide zogen eine möglichst baldige Vereinigung von zwei Partnern einem langen Verhandeln mit vielen Partnern vor. Hauptsache, es ging weiter.

Nach dem Nichtvollzug der Fouchet-Pläne verhandelten beide Länder weiter miteinander. Daraus ergab sich vor allem der von de Gaulle intendierte deutsch-französische Freundschaftsvertrag vom 23. Januar 1963, auch Elyseé-Vertrag genannt. Eigentlich lautet der Titel nur „Vertrag über die deutsch-französische Zusammenarbeit“. Berühmt ist der Bruderkuß zwischen den beiden Staatsmännern nach Vertragsunterschrift, die sogenannte Accolade. Leider erzwangen die deutschen Atlantiker, der Außenminister Gerhard Schröder und der gerade in diesen Tagen zum Nachfolger meines Großvaters durch die CDU/CSU-Bundestagsfraktion auserkorene Wirtschaftsminister Ludwig Erhard, bei der Ratifizierung des Vertrages im Bundestag eine Präambel, die den Vertrag relativierte und de Gaulle sehr schwer



v.l.n.r.: Christel Künstner, Dr. Eberhard Künstner, Carla Michel und Nicolaus Herzog von Leuchtenberg.  
Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

traf. Dieser glaubte zunächst, dass der Vertrag damit völlig entwertet sei und keine Früchte tragen würde. Hier hat er sich geirrt. Es entstand das deutsch-französische Jugendwerk, und die Regierungskonsultationen und die Begegnung zwischen den beiden nationalen Parlamenten finden bis heute statt und werden auch von den Bevölkerungen beider Länder sehr begrüßt.

Der Elysee-Vertrag ist der einzige Vertrag dieser Art, der in Europa geschlossen worden ist. Er ist ein Muster für die Verständigung und Versöhnung zwischen zwei lange verfeindeten Völkern. Ich war Besucher im Bundestag mit meiner Schulklasse,

als der Vertrag ratifiziert wurde. Noch vorher (1962) unternahm mein Großvater eine sehr bewegende Frankreich-Rundreise und wurde von de Gaulle wie ein Staatspräsident empfangen. Als beide die Kathedrale von Reims betraten, sagte de Gaulle zu dem gastgebenden Kardinal, dass er und mein Großvater gekommen seien, um die deutsch-französische Aussöhnung zu besiegeln. Dieser Satz befindet sich in beiden Sprachen eingelassen in Bodenplatten vor der Kathedrale. Es schloss sich der triumphale Besuch de Gaulles im September 1962 in Deutschland an. Ich habe bei dieser Gelegenheit de Gaulle als 17-jähriger Schüler vor dem Kölner Rathaus sprechen hören. Ich sah ihn später bei dem

Requiem für meinen Großvater am 25. April 1967 im Kölner Dom.

Horaz begann eine seiner berühmtesten Oden mit den Worten „Exegi monumentum aere perennius“ und wollte damit sagen, dass es auch über eherne Denkmäler hinaus geistige Denkmäler gäbe, die man sich schaffen müsse. Dies gilt sicherlich auch heute, wobei aber wegen der Flüchtigkeit der Gedanken und Erinnerungen es auch handfester Denkmäler bedarf. So habe ich mitgewirkt, dass in Berlin auf dem Grundstück der Konrad-Adenauer-Stiftung ein von einer Pariser Künstlerin geschaffenes Bronzerelief steht, das die Umarmung zwischen meinem Großvater und de Gaulle zeigt. Der seinerzeitige Bundestagspräsident wollte es nicht haben. Auch der Berliner Senat war nicht bereit. Ferner habe ich für eine Plakette aus Bronze am Kölner Rathaus gesorgt, die von de Gaulles Besuchen in Köln berichtet. Sie hängt neben einer entsprechenden Plakette, die an John F. Kennedy erinnert. Diese wurde damals sehr schnell angebracht, als er ermordet worden war und dies die Welt erschüttert hatte.

Viel wichtiger für Köln, Deutschland und Europa waren aber die Besuche und das politische Wirken de Gaulles. Unsere Stiftung Bundeskanzler-Adenauer-Haus in Bad Honnef/Rhöndorf, deren Vorstand ich seit bald 28 Jahren angehöre, hofft, dass bald eine Replik des Bonner Adenauerkopfes

aus Bronze, geschaffen von dem Münchener Bildhauer Hubertus von Pilgrim, in Berlin zwischen Paul-Löbe-Haus und dem Reichstag aufgestellt werden kann. Im Garten des Hauses meines Großvaters stehen seit vielen Jahren überlebensgroße Bronze-Statuen meines Großvaters und de Gaulles, gestiftet vom Deutsch-Französischen Kulturkreis und geschaffen von dem ungarischen Bildhauer Imre Varga. Soviel zur Bronze des Horaz.

Wenige Tage vor dem plötzlich erfolgten Abschluss des Elysée-Vertrages schlug de Gaulle auf einer seiner berühmten Pressekonferenzen den Briten die Tür vor der EWG zu. Viele bedauerten dies damals. Es kam auch anders. Unter Edward Heath wurde Großbritannien Mitglied der EWG. Jetzt kommt der Austritt Großbritanniens. Hatte de Gaulle nicht Recht?

Damals schwammen wir in Deutschland auf einer Welle der Euphorie. Die bekannte französische Journalistin Stephane Roussel besuchte unsere Schulklasse und befragte mich für die Zeitung France-Soir. Daraufhin erhielt ich eine bemerkenswerte Zuschrift eines alten französischen Soldaten. Ein Schüler aus Frankreich kam in unsere Klasse für einige Tage zu Besuch. In Deutschland und Frankreich entstanden überall Städtepartnerschaften, in Köln mit der Stadt Lille, der Geburtsstadt de Gaulles.

Ich sprach eben von dem Saargebiet, dass ähnlich wie nach dem

Ersten Weltkrieg auch nach dem Zweiten Weltkrieg von Deutschland abgetrennt und unter französische Verwaltung mit Frankenwährung gestellt wurde. Deutschland wollte natürlich das Saargebiet, ein wichtiges Industrieland mit Kohle- und Stahlproduktion, zurückhaben. 1935 erfolgte eine Volksabstimmung, die zu einer Rückkehr in das Deutsche Reich führte. Nunmehr arbeiteten beide Länder das sogenannte Saar-Statut aus, das gewissermaßen zu einer Europäisierung des Saargebietes führen sollte. Adenauer setzte sich vor der Volksabstimmung 1955 für das Saar-Statut ein, da er damit Frankreich entgegenkommen wollte. Die Bevölkerung stimmte aber mit nein, was Frankreich dazu bewog nachzugeben. Infolgedessen kehrte das Saarland am 1. Januar 1957 nach Deutschland als neues Bundesland zurück, quasi ein Vorläufer des Beitritts der fünf neuen Bundesländer zur Bundesrepublik Deutschland im Jahr 1990. Zwei Jahre lang galt noch die Frankenwährung im Saarland, und die Deutschen Briefmarken galten nur mit einer Währungsangabe in Franken. Ähnlich galten ja auch über Jahrzehnte die bundesdeutschen Briefmarken in West-Berlin nur mit dem Zusatz „Berlin“. Manche sagten später, dass Adenauer die Ablehnung des Saar-Statuts innerlich wollte und diese auch vorausgesehen habe. Auf jeden Fall hatte er mit dem in seiner ersten Regierungserklärung bekundeten Glauben Recht, dass die Saargefrage einer deutsch-französischen

Aussöhnung nicht im Wege stehen würde.

De Gaulle hat Adenauer in seinem Wohnhaus zweimal besucht, der seinerzeitige französische Außenminister Antoine Pinay im Jahre 1956 einmal. Andere Staatsmänner wurden zu Adenauers Lebenszeit in Rhöndorf nicht empfangen. An de Gaulle erinnern in Rhöndorf auch zwei frühe Vasen aus Rouen, im Museum Schnütgen in Köln eine steinerne Johannes-Figur aus einer französischen Kathedrale, die unsere Familie dorthin gestiftet hat. De Gaulle sandte nach dem Tode meines Großvaters meinem Vater den druckfrischen ersten Band seiner Nachkriegserinnerungen mit persönlicher Widmung. Mein Vater ließ dieses Buch sofort in Leder binden. Es folgte nach de Gaulles Tod der zweite Band, natürlich ohne Widmung.

Wenn man an die von der Stadt Aachen verliehenen Karlspreise denkt, so haben ihn folgende Franzosen erhalten: Jean Monnet (1888 – 1979), Robert Schuman (1886 – 1962), François Seydoux de Clausonne (1905 – 1981), Simone Veil (1927 – 2017), François Mitterrand (1916 – 1996), Jaques Delors (geb. 1925), Valerie Giscard d'Estaing (geb. 1926), Jean-Claude Trichet (geb. 1942), Emmanuel Macron (geb. 1977), de Gaulle nicht. Mein Großvater erhielt ihn im Jahr 1954 nach Jean Monnet – ich war dabei – und vor Winston Churchill im Jahr 1955. Letztere Preisverleihung war schon erstaunlich, da



Churchill in dieser Zeit auf eine Tischkarte bei einem Abendessen mit meinem Großvater seine Vorstellung der freien Welt in Form von drei Ringen, die wie die Krupp-Ringe angeordnet waren, aufzeichnete. Er beschriftete diese Ringe mit: USA, Vereinigtes Europa und British Commonwealth.

Mein Großvater erhielt keinen französischen Ehrendoktor, auch keinen in Großbritannien, wohl aber in anderen europäischen Ländern, in Israel und in den USA, auch in Japan. Ich weiß nicht, ob man in Frankreich diese Ehrendoktoren nicht verleiht. Jedenfalls hatte de Gaulle das Gefühl, meinem Großvater eine akademische Ehrung zuteilwerden zu lassen, und so veranlasste er im Jahr 1964, dass mein Großvater in die Academie des Sciences Morales et Politiques, eine Einrichtung des Institut de France, aufgenommen wurde. Aus diesem Anlass lud er meinen Großvater mit seinen sieben Kindern und sechs Schwiegerkindern nach Paris ein und gab ihnen ein Mittagessen im Elysée-Palast. Jedes Kind erhielt eine großformatige Fotografie de Gaulles mit handschriftlicher Widmung im grünen Lederrahmen.

Es gab zu den runden Jahrestagen des Elysée-Vertrages jeweils große Feiern in beiden Ländern. Der 30. Jahrestag wurde in Bonn einen Tag auf den 22. Januar 1993 vorgezogen. Ich war mit meinem Vater, dem ältesten Kanzlersohn, dabei. Am eigentlichen Jahrestag selbst starb



*Adenauer bezeichnete die Annäherung der ehemaligen „Erbfeinde“ als „ein Muster für die Verständigung zwischen lange verfeindeten Völkern.“*

*Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz*

mein Vater abends bei dem Betrachten der Tagesthemen im Fernsehen an einem Herzinfarkt. Zum 40. Jahrestag wurde ich vom Bundespräsidenten zu einem Essen mit Jacques Chirac nach Berlin eingeladen. Die umfangreichen Feiern zum 50. Jahrestag erlebte ich in Reims, in Bonn, Köln, Berlin und Ludwigsburg. Auf diese Weise lernte ich auch die Staatspräsidenten Nicolas Sarkozy und François Hollande kennen.

Unsere Rhöndorfer Stiftung pflegt Kontakte mit den Gedenkstiftungen für Jean Monnet, Robert Schuman und Charles de Gaulle. Es ist nicht einfach, die zwischen den Verehrern dieser drei Politiker bestehenden Eifersüchteleien auszugleichen.

Ich komme zum Ende. Mein Großvater erlebte nach beiden Weltkriegen eine

britische Besetzung des Rheinlandes, also nicht durch die Franzosen. Die Briten schmissen ihn am 6. Oktober 1945 aus seinem gerade wieder errungenen Amt als Oberbürgermeister von Köln.

Nach dem Zweiten Weltkrieg war Deutschland unbedingt auf die Wiederanerkennung durch die westlichen Demokratien bedacht und als Kriegsverlierer gerne bereit, auf Souveränitätsrechte zu verzichten.

Wir müssen dankbar anerkennen, dass die ersten Vorstöße, Deutschland wieder in die Wertegemeinschaft der westlichen Demokratien aufzunehmen, aus Frankreich kamen. Frankreich besaß hohes Ansehen in der Welt, wurde Atommacht und war ständiges Mitglied im Sicherheitsrat der Vereinten Nationen. Wir waren nun immerhin wirtschaftlich stark und das bevölkerungsreichste Land Europas. Die Franzosen wollten eine deutsche Armee, die schwächer war als die französische, aber stärker als die russische. Das war natürlich schwer zu machen.

Letztlich war die deutsch-französische Aussöhnung nach dem Zweiten Weltkrieg und die Deutsch-Französische Freundschaft ein kleines, vielleicht unverdientes Wunder, zu dem viel guter Wille der Handelnden beigetragen hat und die immerzu gelebt und gepflegt werden muss: durch das Erlernen der Sprachen, Besuche, Reisen und Freundschaften. Schließlich sind wir von demselben Stamm.

## „Das erste Loch im ‚Eisernen Vorhang‘ – Das Ende der Teilung Europas“

### Vortrag von Walburga Gräfin Douglas

Bei dem nachfolgenden Text handelt es sich um das Manuskript des Vortrages von Walburga Gräfin Douglas. Es gilt das gesprochene Wort.

Während des Jahres 1989 begann die politische Situation im Ostblock sich zu ändern, was die Paneuropa-Union schon lange vorausgesehen hatte. Das hatte viele Gründe und einer davon war die Internetrevolution – es gab kein „Tal der Ahnungslosen“ mehr hinter dem Eisernen Vorhang, und alle konnten selbst sehen, dass das sich einigende Westeuropa Freiheit und wirtschaftliche Sicherheit garantierte, die Jugend wurde immer unruhiger und unzufriedener mit den repressiven Regimen, und es begannen sich mehr und mehr Demonstrationen zu formen, und die Demonstrationen wurden größer und größer und damit schwerer zu kontrollieren und zu verhindern, denn das kann man mit 5-10 Personen machen, aber nicht mit über 1000 – vor allem die Montagsdemonstrationen in Ostdeutschland. Ein Faktum, das niemand ignorieren konnte, auch wir in der Paneuropa-Union, deren internationale Generalsekretärin ich damals war, sprachen viel darüber, vor allem während des Europawahlkampfes, der vom Jahresanfang bis zum Juli ging.



Walburga Gräfin Douglas organisierte 1989 gemeinsam mit ihrem Vater Otto von Habsburg das Paneuropäische Picknick im ungarischen Sopron, bei dem ca. 600 DDR-Bürger nach Österreich fliehen konnten. In ihrem Vortrag „Das erste Loch im ‚Eisernen Vorhang‘ – Das Ende der Teilung Europas“ berichtete Walburga Gräfin Douglas von ihren damaligen Erlebnissen.

Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

Unser Thema war damals das ganze Europa im positiven Sinn und nicht Brexit – negativ, zerstörerisch.

Mein Vater war Kandidat für die Bayerische CSU in Oberbayern und ich durfte seinen Wahlkampf leiten. Nach der Wahl und der endgültigen Auszählung der Stimmen beschloss mein Vater nach Ungarn zu fahren, um

unseren Paneuropäischen Freunden dort zu erklären, was das Ergebnis für sie bedeutete und welche neugewählten Abgeordneten sich ein rasche Erweiterung der Europäischen Union nach Osten vorstellen konnten.

Ungarn war das erste Land hinter dem Eisernen Vorhang mit einer Paneuropa-Organisation, da es im Lande des „Gulaschkommunismus“ einfacher war, Vereine zu gründen. Der Gründungspräsident war der Medizinprofessor Janos Szentagothai, der Paneuropa-Kongresse organisierte mit dem Hauptziel zu beweisen, dass Ungarn ein Land mit europäische Ambitionen ist und fühlt, mit Recht an dem Europäischen Einigungswerk teilnehmen zu können und helfen würde, die europäischen Ambitionen der Staaten im Ostblock zu unterstützen. Ich fuhr mit meinem Vater, da ich beschlossen hatte einen Monat in Ungarn zu bleiben um die Sprache näher anzuschauen, denn in einem Monat kann niemand Ungarisch lernen.

Wir reisten nach Debrecen im Osten des Landes und mein Vater hielt eine Rede an der Universität. Nach der Rede gab es einen gemütlichen Treff in einem Weinkeller. Dort sprachen

wir darüber wie man zeigen könnte, das auch Ungarn ein Recht auf einen Anteil an der Europäischen Einigung habe und dann sprachen wir über die Aktivitäten des österreichischen Außenministers Alois Mock, der an die Österreichisch-Ungarische Grenze gereist war um die Zugehörigkeit beider Länder zu Europa zu zeigen – und wir beschlossen als Paneuropa-Union etwas Ähnliches zu machen.

Folgende Idee wurde geboren: Am 19. August – dem Tag vor dem Nationalfeiertag, würden wir ein Picknick auf beiden Seiten der Grenze zwischen Ungarn und Österreich halten – organisiert von der österreichischen und der ungarischen Paneuropa-Union – und dabei symbolisch den Grenzzaun für den „kleinen Grenzverkehr“ öffnen. Das Ganze garniert mit einigen guten Rednern, Musik und einer Grillparty. Mein Vater erklärte sofort er sei einverstanden – könne aber nicht teilnehmen, da er gleichzeitig an anderem Ort ein Rede halten würde – und so wurde beschlossen, ich solle ihn vertreten, da ich sowieso in Budapest für meinen Sprachkurs wäre.

Am nächsten Tag begannen wir, alle Genehmigungen einzuholen und der ungarische Minister ohne Portfolio, Imre Poszgay, erklärte sich bereit, gemeinsam mit meinem Vater die Schirmherrschaft zu übernehmen. Aber auch er würde einen Stellvertreter, nämlich seinen Staatssekretär Laszlo Vass, schicken, da ja mein Vater auch nicht selbst käme. Ohne



v.l.n.r.: Oberst a. D. Michael Knop, Maximilian Graf zu Solms-Laubach und Heinrich Prinz von Hannover.  
Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

Probleme bekamen wir die Erlaubnis, das Picknick abzuhalten und den Grenzzaun symbolisch kurz zu öffnen.

Während wir uns gemeinsam mit einigen ungarischen Freunden mit den Praktikabilitäten beschäftigten, fanden in Ostdeutschland immer häufiger Demonstrationen gegen das Regime statt und die eingeklemmten Menschen suchten nach einem Loch im Vorhang um dem „DDR“-Regime zu entkommen.

Reisen innerhalb des Ostblocks waren möglich, und die Ungarn stellten Flüchtlingslager am Plattensee für die „DDR-Urlauber“ bereit. Das war das erste Mal, dass ein Land im Ostblock

Flüchtlinge aus einem anderen Ostblockstaat als solche behandelte. Wir druckten Einladungen zum Picknick und teilten sie in Budapest auf den Donaubrücken und in den Flüchtlingslagern am Plattensee aus.

Am 19. August fuhr ich mit meinem Vetter Eduard von Budapest nach Sopron. Dort hatten wir erst eine große Pressekonferenz, dann spazierten wir zur nahegelegenen Grenze. Zu unserem Glück hatte Russland zu Beginn des Sommers die Grenzoffiziere der Roten Armee von der ungarischen Westgrenze abgezogen und so waren nur ungarische Grenzer im Einsatz. Ich war sehr überrascht, dass beinahe alle, die mit mir zur Grenze

pilgerten, Deutsch sprachen. Je näher wir zur Grenze kamen, desto rascher ging unsere Gruppe. An der Grenze öffneten die lokalen Organisatoren ein Tor im Zaun. Ich ging stattdessen zum Zaun mit einer Zange, die ich auf dem Wochenmarkt in Budapest extra dafür gekauft hatte, und sicherte mein Stück vom verrosteten Eisernen Vorhang, als Souvenir für meine Familie.

Dann ging ich zu den Grenzbeamten und der Chef der Gruppe wandte sich zu mir und sagte: Jetzt haben wir drei Möglichkeiten der Reaktion:

- a. Wir schießen, aber dazu haben wir keinen Befehl, und wir wollen und werden niemanden töten;
- b. Wir stellen uns in den Weg für die Fliehenden, aber dafür sind wir zu wenige und die zu viele, sie sind 1000 – wir sind nur sechs.
- c. Wir drehen den Rücken zum Geschehen und freuen uns – das ist das was wir tun werden.

Eine ausgesprochen menschliche Reaktion. Dann bat er mich, als Souvenir die rosa Visaanträge zu signieren für seine Kollegen und seine Familie.

Auf der österreichischen Seite der Grenze standen von Paneuropa organisierte Busse zum Transport der Flüchtlinge nach Wien zum Westbahnhof, wo sie von folgender Lautsprecherdurchsage begrüßt wurden: „Willkommen in Wien, willkommen in der Freiheit, willkommen in Europa!“,

bevor sie in die Züge nach Westdeutschland stiegen.

Wir aber hielten ein Picknick mit Reden vom Poeten György Konrád und Staatssekretär Laszlo Vass – ich las das Grußwort meines Vaters auf Ungarisch vor. Wir hörten der Musik zu und aßen vom Grill. Am Abend fuhr ich mit meinem Vetter Eduard, der mit mir Ungarisch lernte, nach Budapest zurück. Während des Abendessens rief ein Vertreter der Westdeutschen Botschaft bei der Familie an, bei der ich wohnte und erzählte mir, das während des Picknicks 661 Menschen fliehen konnten – die größte Fluchtwelle seit dem Bau der Mauer in Berlin, aber nicht 1000, wie es der Grenzer geschätzt hatte.

Am nächsten Tag war Ungarns Nationaltag und da ging ich zur Heiligen Messe in der Krönungskirche wo die ganze ungarische Regierung versammelt war. Einige Minister kamen auf mich zu und dankten Paneuropa für die Organisation des Picknicks und in dem Augenblick war mir klar, dass mit dem Paneuropa-Picknick das Ende des Eisernen Vorhangs und damit das Ende der Teilung Europas besiegelt war.

Einige Monate später organisierte die Paneuropa-Union einen Kongress in Prag und da erlebten wir den weiteren Fall des Eisernen Vorhangs mit Kirchenglocken und einer Rede von Vaclav Havel, umgeben von Paneuropafahnen.

In den 29 Jahren seit dem Picknick hat sich europapolitisch viel getan, aber die Paneuropa-Union hat Ihre Daseinsberechtigung nicht verloren. Europa geht weiter als die EU. Es muss uns gelingen das Thema EU-Erweiterung wieder auf die Tagesordnung zu bringen, damit wir am 40. Geburtstag des Picknicks eine positive Bilanz ziehen können.

# „Neue alte Kriege – Die Überlagerung von innergesellschaftlichem und zwischengesellschaftlichem Krieg“

**Vortrag von Prof. Dr. Herfried Münkler (Humboldt-Universität Berlin)**

*Bei dem nachfolgenden Text handelt es sich um das Manuskript des Vortrages von Prof. Dr. Herfried Münkler. Es gilt das gesprochene Wort.*

2018 steht nicht nur für das hundertjährige Ende des Ersten Weltkriegs und nicht nur für den 205. Jahrestag der Leipziger Völkerschlacht, also für den Anfang vom Ende der napoleonischen Herrschaft über Europa, sondern auch für den Beginn des Dreißigjährigen Krieges vor 400 Jahren und für dessen Beendigung vor ziemlich genau 370 Jahren. Das ist indes nicht der Grund, warum ich meine Überlegungen zu den neuen alten Kriegen mit einem Blick auf den Dreißigjährigen Krieg beginne, und der Grund dafür ist auch nicht, dass drei große Schlachten dieses Krieges, zwei davon als „Entscheidungsschlacht“ geplant, hier in der Nähe von Leipzig stattgefunden haben, zwei Mal bei Breitenfeld und einmal bei Lützen.

Der Grund für den Beginn mit dem Dreißigjährigen Krieg ist vielmehr meine These, dass die Kriege der Zukunft wahrscheinlich dem Dreißigjährigen Krieg ähnlicher sein werden als den Kriegen der so genannten



*Im abschließenden Vortrag „Neue alte Kriege – Die Überlagerung von innergesellschaftlichem und zwischengesellschaftlichem Krieg“ spannte Prof. Dr. Herfried Münkler (Humboldt-Universität Berlin) einen Bogen vom Dreißigjährigen Krieg zu den Konflikten der Gegenwart.*

*Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz*

Westfälischen Ordnung, also den Kriegen von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis zu denen des 20. Jahrhunderts. Die Kriege der Westfälischen Ordnung nämlich waren solche, die auf eine Entscheidungsschlacht hin angelegt waren, und der Ausgang dieser Entscheidungsschlacht legte fest, welcher von den miteinander konkurrierenden politischen Willen bei

den danach zu führenden Friedensgesprächen der begünstigte und welcher davon der benachteiligte sein würde. Das war eine der Lehren, die man aus dem verheerenden Dreißigjährigen Krieg zog: dass der Krieg nicht auf einen über Jahre, wenn nicht mehr als ein Jahrzehnt hin geführten Erschöpfungskrieg hinauslaufen, sondern nach Möglichkeit eine schnelle Entscheidung auf dem Schlachtfeld gesucht werden sollte. Nur dann nämlich war und blieb der Krieg ein Mittel der Politik, über das sie nach ihrem jeweiligen Kalkül verfügte, und nur dann verselbständigte er sich nicht zu einer eigenständigen Größe, die, wie die Abbildungen aus der zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges zeigen, ihren eigenen Willen hatte und die nicht nur Bauern und Soldaten, sondern auch die Herrscher und ihre Höfe verschlang. Die Bellona musste wieder gefesselt werden, damit man sich ihrer bei der Geltendmachung eines politischen Willens bedienen konnte.

**I.** Es geht also nicht unbedingt um den Dreißigjährigen Krieg, der von 1618 bis 1648 in Mitteleuropa ausgetra-

gen wurde, sondern um Kriege vom Typ Dreißigjähriger Krieg. Als eines ihrer Merkmale habe ich bereits genannt, dass sie nicht nach relativ kurzer Zeit mit einer Entscheidungsschlacht zu Ende gehen, sondern lange dauern, in der Regel über Jahrzehnte, und enden, weil alle an ihnen beteiligten Seiten erschöpft sind und den Krieg nicht weiterführen können bzw. die Weiterführung des Krieges für sie unkalkulierbare Risiken enthält.

Ein weiteres Merkmal dieser Kriege vom Typ Dreißigjähriger Krieg ist die Überlagerung von innergesellschaftlichem und zwischenstaatlichem Krieg. In der Regel heißt das, dass Interessen und Ideologien, Machtfragen und Werthaltungen in diesen Kriegen eng ineinander verwoben sind, so dass keine der beiden Seiten bereit ist, in eine Niederlage einzuwilligen. Außerdem sind Friedensschlüsse auf der Grundlage von Grenzverschiebungen, wie dies bei zwischenstaatlichen Kriegen häufig der Fall ist, bei innergesellschaftlichen Kriegen nicht möglich. Hier haben Sieg und Niederlage zumeist eine existenzielle Dimension. Also wird weitergekämpft, weil die aktuell unterlegene Seite doch noch auf eine günstige Wendung des Kriegsgeschehens hofft.

Und schließlich gehört als drittes Merkmal zu Kriegen vom Typ Dreißigjähriger Krieg noch dazu, dass es in ihnen fast immer um Hegemonial-

konflikte geht, in denen somit ganze Ordnungssysteme verändert oder das Ende der bisherigen Hegemonialstruktur besiegelt wird. In ihnen werden also nicht Entscheidungen für den Tag und die Stunde, sondern für Jahrzehnte, wenn nicht Jahrhunderte getroffen. Solche Kriege haben etwas Definitives, keine der beteiligten Mächte kann sich damit beruhigen, dass das jetzt eingetretene Ergebnis bloß provisorisch sei und bei nächster besserer Gelegenheit wieder revidiert werden könne.

Der Peloponnesische Krieg, den der Historiker Thukydides beschrieben hat, war ein solcher Krieg.

Die drei Punischen Kriege, die Rom und Karthago gegeneinander führten, waren, zusammengenommen, ein solcher Krieg. Die napoleonischen Kriege, von denen die Westfälische Ordnung zeitweilig außer Geltung gesetzt wurde, waren ein solcher Krieg.

Und womöglich sind, um in unseren Tagen anzukommen, die Kriege an den Großen Seen im subsaharischen Afrika, nach UN-Schätzungen der blutigste Krieg seit 1945, ein solcher Krieg. Und die Kriege im Nahen Osten – zwischen Syrien und Jemen, Mesopotamien und libyscher Wüste, haben offenbar das Zeug, ein solcher Krieg zu werden. Schauen wir uns das vor dem Hintergrund der Beendigung des Dreißigjährigen Krieges im Jahre 1648 etwas genauer an.

## II.

Der Westfälische Frieden hat nicht nur den Dreißigjährigen Krieg beendet, sondern auch eine völlig neue Ordnung des Politischen geschaffen. Sie beruhte auf dem Grundsatz der Binarität (*tertium non datur*), wie er 1625 theoretisch von Hugo Grotius in seinem Werk „*De jure belli de pacis libri tres*“ entwickelt worden war. Krieg und Frieden waren danach zwei prinzipiell gleichberechtigte Aggregatzustände des Politischen, beide waren juristisch zu regeln, und auch der Übergang von dem einen in den andern Aggregatzustand des Politischen wurde als Rechtsakt gefasst: als Kriegserklärung und Waffenstillstand.

Das war im Dreißigjährigen Krieg anders gewesen; es gab kaum Kriegserklärungen; die Kampfhandlungen wurden legitimiert als Verteidigung der Ordnung gegen deren Störer oder Verderber. Jetzt dagegen hatte jeder Souverän das Recht zur Kriegserklärung wie zum Friedensschluss. Die Gegenüberstellung von Krieg und Frieden und der Ausschluss eines Dritten dazwischen oder daneben ist die erste Binarität.

Die zweite Trennung binären Typs ist die von Staatenkrieg und Bürgerkrieg bzw. die von Großem und Kleinem Krieg. Der regulierte Krieg der Westfälischen Ordnung ist der zwischenstaatliche Krieg und der Große Krieg, und der innergesellschaftliche Krieg sowie der Kleine Krieg als Volkskrieg



v.l.n.r.: Generalmajor a. D. Werner Widder, Alexander Prinz von Sachsen und Dr. Christa Pfeil-Kammerer.  
Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

sind etwas nach Möglichkeit zu Vermeidendes.

Auf keinen Fall aber sollen Staatenkrieg und Bürgerkrieg miteinander vermischt werden, wie dies im Peloponnesischen Krieg und im Dreißigjährigen Krieg der Fall war. Ansätze dazu sind auch in den napoleonischen Kriegen erkennbar, als nicht nur Staaten gegeneinander kämpften, sondern auch Napoleonverehrer gegen Napoleonhasser. In Spanien kam es dann auch zur Wiederaufnahme von Kleinkriegführung in Verbindung mit dem Volkskrieg, wie das auch im Dreißigjährigen Krieg teilweise der Fall war, wenn sich die Bauern marodierenden

Militärs erwehrt und es in Hinterhalte lockte und dort tötete. In den Bildern von Hans Ulrich Franck und Francisco Goya sind die spezifischen Grausamkeiten dieser Art von Krieg festgehalten.

Im Wiener Kongress ist die Westfälische Ordnung wiederhergestellt worden, und ihr gemäß sind die Kriege des 19. Jahrhundert in Europa geführt worden. Entscheidend waren die Erkennbarkeit von Kombattanten, das Fernhalten von Nonkombattanten vom Kriegsgeschehen, die Beschränkung des Krieges auf den Großen Krieg und der Gebrauch von Kleinkriegführung allenfalls zwecks Aufklärung und Plänkeln, sowie die Suche

einer schnellen Entscheidung und der Friedensschluss bald darauf.

### III.

Im Verlauf des Ersten Weltkriegs haben die beteiligten Großmächte, fast alle jedenfalls, immer wieder mit dem Gedanken gespielt, den Verlauf des Krieges zwischen den Staaten durch die Entfaltung eines Bürgerkriegs innerhalb eines der gegnerischen Staaten zu beeinflussen. Ansatzpunkt war dabei die Imperialität ihrer Gegner, in der man ethnische oder religiös-konfessionelle Risse zu finden hoffte, die man zu inneren Konflikten, wenn nicht zu einem Bürgerkrieg steigern wollte. Vor allem das Deutsche Reich hat auf eine solche Möglichkeit gesetzt, um auf diesem Weg die Überlegenheit der Gegenseite an Menschen und Material konterkarieren zu können. Drei Karten wurden gespielt:

- Islamische Karte; Ausrufung des Heiligen Krieges; Erwartung von Kampfverweigerung, Massendesertionen, Aufständen in den Heeren der Briten und Franzosen.
- nationalistische Karte; irischer Osteraufstand, Ausrufung eines polnischen Staates (November 1916); Bildung von eigenen Staaten an den Rändern des Zarenreichs (Anfangs Zurückhaltung wegen Österreich-Ungarn)
- sozialrevolutionäre Karte; Transfer Lenins; Oktoberrevolution mit Ziel des Ausscheidens von Russland aus der Koalition gegen die Mit-

telmächte, erhebliche finanzielle Mittel an Bolschewiki.

Die Strategie lässt sich bei allen beteiligten Akteuren auch im Zweiten Weltkrieg beobachten, und zwar auf dem europäischen wie dem ostasiatischen Kriegsschauplatz, Sie hat im Übrigen 1945 nicht geendet, sondern war eines der wesentlichen Instrumente im Kalten Krieg, um sich selber Vorteile und der Gegenseite Nachteile zu verschaffen, nachdem eine offene Konfrontation der Machtblöcke bzw. von West und Ost wegen der Atomwaffen blockiert war. Diese proxy wars waren in der Regel von langer Dauer und von großer Gewalttätigkeit, auch und gerade gegen die Zivilbevölkerung.

#### IV.

Kriege, in denen zwischenstaatliche und innergesellschaftliche Konflikte ausgetragen werden, die jedoch im Vergleich mit dem Ersten und Zweiten Weltkrieg auf einem niedrigeren Intensitätsniveau verlaufen und bei denen die Komponente des zwischenstaatlichen Krieges weniger stark ist, haben wir in jüngerer Zeit vom mittleren Balkan (zurzeit stillgestellt) über die Schwarzmeerregion und den Kaukasus bis nach Afghanistan sowie im Nahen Osten mit Ausstrahlung auf die Maghrebregion. Dort lassen sich auch, um auf meine Ausgangsthese vom Modellcharakter des Dreißigjährigen Krieges für die Kriege der Zukunft zurückzukommen, alle Elemente identifizieren, die den großen mitteleu-

ropäischen Krieg von 1618 bis 1648 geprägt haben:

- Verfassungskonflikt im Innern der Staaten; Frage der Machtlage und der Nachfolge.
- Religiös-konfessioneller Konflikt, der für die Internationalisierung eines Bürgerkrieges sorgt.
- Staatenkrieg: Verschiebung von Grenzen, Ausweitung von Herrschaftsgebieten.
- Hegemonialkonflikt: Wie soll die Ordnung eines Großraums beschaffen sein und wer soll in ihm das Sagen haben?

Dazu kommt noch eine offene Kriegsökonomie; die Wiederkehr der Söldner (Contractors, Kosaken, IS Freiwillige) und eine verstärkte Einbindung von Kleinkriegführung, einschließlich Elementen des Terrorismus, in die Art des Krieges.



## „Neue Weltordnung“

*Podiumsdiskussion am 20. Oktober 2018 im Mediocampus Villa Ida in Leipzig*

Bei der Podiumsdiskussion im Mediocampus Villa Ida am Nachmittag des zweiten Veranstaltungstages hatten die zahlreichen Gäste aus Wirtschaft, Politik, Gesellschaft und Medien die Gelegenheit, mit den Wissenschaftlern und Zeitzeugen ins Gespräch zu kommen. Prof. Dr. Sir Christopher Clark, Prof. Dr. Herfried Münkler, Prof. Dr. Sönke Neitzel und Walburga Gräfin Douglas stellten sich unter Moderation von Andreas Platthaus, Chef des Ressorts Literatur und literarisches Leben der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, den Fragen aus dem Publikum.

Diese drehten sich vor allem um aktuelle Geschehnisse. So behandelten mehrere Wortmeldungen den bevorstehenden Brexit und das Auseinanderdriften der Europäischen Union. Den Briten sei nicht deutlich genug gemacht worden, wie wichtig sie für Europa seien, führte beispielsweise Unternehmer Hans J. Naumann aus. Der Brexit werde einerseits ein Loch in die EU-Finzen reißen, vor allem aber auch ein großes Loch im Machtgefüge der EU, so Christopher Clark. Noch offen sei, wer dieses Loch füllen könne. Die Chance auf einen die ursprüngliche Entscheidung revidierenden Volksentscheid in Großbritannien sah Clark als sehr gering an.



*Abgerundet wurde das Symposium durch eine Podiumsdiskussion, wiederum moderiert von Andreas Platthaus. Foto: Little Wizard Film – und Medienproduktion/Steffen Bendix*

Am Beispiel des Brexit-Befürworters Boris Johnson erläuterte Clark die Wirkmächtigkeit von Populisten. Herfried Münkler beschrieb – auf eine Frage von Bundesverfassungsrichterin Prof. Dr. Christine Langenfeld – ganz unterschiedliche Auslöser für Populismus, die in Europa zu beobachten seien: Während der Linkspopulismus südeuropäischer Prägung vor allem wohl auf eine Überregulierung des Arbeitsmarktes zurückzuführen sei, habe man es in westlichen und skandinavischen Ländern eher mit einem Gefühl der zunehmenden Machtlosigkeit zu tun, auf das der Populismus aufsetze. Den nationalistisch unteretzten Populismus ost-

europäischer Prägung erklärte er mit einer „ganz anderen Wahrnehmung“ des Begriffes Nation: Diese Staaten hätten sich erst vor kurzer Zeit aus einer jahrhundertelangen Dominanz größerer Machtgefüge befreit – eine neue „Unterordnung“ in den Reihen der EU sei deshalb für diese Nationen nicht erstrebenswert. Das EU-Verprechen von Wohlstand und Frieden genüge dafür nicht. Walburga Gräfin Douglas plädierte für Verständnis für die Visegrad-Staaten – und vor allem dafür, Europa wieder transparenter zu gestalten. Clark forderte ein stärkeres Bewusstsein für „europäische Geschichte“ ein – während die nationalstaatlichen Geschichtserzäh-



Die Gäste beteiligten sich rege an der Diskussionsrunde. Hier im Bild: Dr. Angela Thompson (Mitglied des St. Heinrichs Ordens).

Foto: Little Wizard Film – und Medienproduktion/Steffen Bendix



Oberst Klaus-Werner Finck, Kommandeur des Landeskommandos Sachsen, während der abschließenden Diskussionsrunde im Mediocampus.

Foto: Little Wizard Film – und Medienproduktion/Steffen Bendix

lungen weit verbreitet seien, müsste an einer gemeinsamen europäischen Geschichte noch gearbeitet werden.

Einen wesentlichen Teil der Fragen nahmen auch die nach der außenpolitischen Rolle Deutschlands ein. Ungeklärt sei, so Sönke Neitzel, beispielsweise der Auftrag der Bundeswehr: Auslandseinsätze ließen sich schwer mit der westlichen Idee von Planung vereinbaren, es herrsche eine „Situa-



v.l.n.r.: Herbert Staffa, Peggy Liebscher (Regierungsdirektorin im Referat Strategische Vorausschau des Bundeskanzleramtes) und Christiane Kather.

Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz

tion des diffusen Zweifels“: So ließe sich die Sorge nicht nehmen, Eingriffe würden statt zu einer Lösung des Problems dazu führen, dass man zu einem Teil der Konflikte werde. Infrage stellte er die Einsatzbereitschaft der Bundeswehr für künftige Aufgaben, wofür er gleichermaßen Zustimmung wie Widerspruch aus dem Publikum erntete. Zunächst seien jedoch die Aufgaben durch die Politik zu definieren. Derzeit werde die Bundeswehr

vor allem als ein „politisches Tool“ verstanden, das man nutze, um Präsenz zu zeigen. Zugleich wies Neitzel darauf hin, dass eine „neue Weltordnung“ entstanden sei, zumal seit dem Beginn der Präsidentschaft Donald Trumps. Welche weltpolitische Rolle Russland oder China künftig einnehmen wollen, sei derzeit unklar.

Christopher Clark erkannte eine große Uneinigkeit der Deutschen zu ihrer



*Mit einem Empfang klang der zweite Veranstaltungstag im Mediacampus aus. Auch hier wurde noch angeregt diskutiert. Im Bild v.l.n.r.: Renate Freifrau von Friesen, Martina Eichhorn, Dr. Alexander Freiherr von Friesen und Stephan Eichhorn (Bürgermeister der Stadt Rötha).*

*Foto: Stiftungen der Sparkasse Leipzig/Volkmar Heinz*

Außenpolitik – insbesondere gegenüber Russland. Diese Uneinigkeit habe historische Tradition und sei bis heute zu beobachten. Man dürfe nicht in eine „pathologischen Furcht“ vor dem russischen Präsidenten Wladimir Putin verfallen. Herfried Münkler wies darauf hin, dass künftige Auseinandersetzungen wohl seltener mit klassischen Streitkräften geführt werden. Deshalb müsse Europa daran arbeiten, die Kontrolle über die eigenen

Steuerungs- und Kommunikationssysteme zu erhalten – Fähigkeiten und Ressourcen seien diesbezüglich derzeit nur „von den USA geborgt“. Hier sei eine europäische Lösung anzustreben, da weder Deutsche noch Franzosen noch Briten in der Lage wären, diese Ressourcen allein aufzubringen. Neitzel vermutete, dass solch ein gemeinsames Vorgehen nur in einer Situation mit massivem Druck von außen zustande kommen würde.

So bräuchte es nicht nur langfristig denkende Politiker, sondern ebenso langfristig und großräumig denkende Wähler, erläuterte Herfried Münkler. Sönke Neitzel beschrieb, dass der Wunsch nach einer Vision, nach einer starken Idee auch in Deutschland vorhanden sei. Um darüber ins Gespräch zu kommen, müsse man aber auch an der „vertikalen Diskussionsfähigkeit“ arbeiten. Um diese herzustellen, so plädierte Walburga Gräfin Douglas, müsse man das ABC Europas den Menschen wieder stärker erklären und dabei bei A anfangen.

## ■ Programmübersicht

### Freitag, 19. Oktober 2018

- 15.00 Uhr **ÖKUMENISCHER GOTTESDIENST** in der Pfarrkirche St. Hubertus auf Schloss Hubertusburg mit Generalvikar Andreas Kutschke, Bistum Dresden-Meißen und Oberlandeskirchenrat Dr. Peter Meis, Evangelisch-Lutherische Landeskirche Sachsen
- Lesung: I.K.H. Gisela Prinzessin von Sachsen
- Begrüßung durch Stephan Seeger, Direktor Stiftungen der Sparkasse Leipzig
- 16.15 Uhr **EMPFANG** im Hauptgebäude des Schlosses Hubertusburg musikalisch umrahmt von der Sächsischen Bläserphilharmonie
- 18.00 Uhr **SERENADE** aufgeführt vom Luftwaffenmusikkorps der Bundeswehr aus Erfurt
- 19.15 Uhr **ABENDESSEN** in Le Rôtisserie auf der „Gänsefarm Eskildsen“

### Samstag, 20. Oktober 2018

- 10.00 Uhr **HISTORISCHES SYMPOSIUM** im Mediocampus Villa Ida Leipzig
- Moderation: Andreas Platthaus, FAZ
- Begrüßung durch Dr. Harald Langenfeld, Vorstandsvorsitzender der Medienstiftung und der Sparkasse Leipzig
- Honorarkonsul der Französischen Republik in Leipzig
- 10.10 Uhr **KEYNOTE Prof. Dr. Sir Christopher Clark**
- „Der unwahrscheinliche Krieg – Schlafwandelnd in den Untergang?“

- 10.50 Uhr **VORTRAG Prof. Dr. Sönke Neitzel**  
„Der Zweite Weltkrieg im europäischen Gedächtnis“
- 11.30 Uhr **VORTRAG Konrad Adenauer**  
„Wie aus Feinden Freunde wurden – Die Deutsch-Französische Aussöhnung“
- 12.00 Uhr MITTAGSPAUSE
- 13.00 Uhr **VORTRAG Walburga Gräfin Douglas**  
„Das erste Loch im ‚Eisernen Vorhang‘ – Das Ende der Teilung Europas“
- 13.40 Uhr **VORTRAG Prof. Dr. Herfried Münkler**  
„Neue alte Kriege – Die Überlagerung von innergesellschaftlichem und zwischengesellschaftlichem Krieg“
- 14.10 Uhr KAFFEEPAUSE
- 14.40 Uhr **PODIUMSDISKUSSION**  
Zusammenfassung und Ausblick
- 17.00 Uhr ENDE des Symposiums
- 20.00 Uhr **KONZERT** im Mediocampus Villa Ida  
Ludwig van Beethoven - 7. Symphonie aufgeführt durch das Leipziger Symphonieorchester
- 21.00 Uhr **SOIRÉE**

## Danksagung

Eine Veranstaltung wie „Schicksalsgemeinschaft – Europas Zukunft 100 Jahre nach dem ersten Weltkriegsende“ kann nur gelingen, wenn viele Kräfte ineinander greifen. Die Stiftungen der Sparkasse Leipzig bedanken sich deshalb bei den beteiligten Experten und Zeitzeugen, dem Moderator Andreas Platthaus, den Mitwirkenden des Gottesdienstes und den Orchestern für die musikalische Umrahmung der Veranstaltung, den Gastgebern in Wernsdorf und Leipzig und nicht zuletzt bei den Schirmherren sowie den Vertretern von Stiftung und Stadt (siehe Seite 21).

Ein ebenso großer Dank gilt den Gästen der Veranstaltung, die durch ihr Interesse und ihre Diskussionsfreude wesentlich zum Gelingen der Veranstaltung beigetragen haben.

Dem vielfach geäußerten Wunsch, die Veranstaltungsinhalte einem noch größeren Publikum zugänglich zu machen, tragen die Stiftungen der Sparkasse Leipzig durch eine umfassende Dokumentation beider Veranstaltungstage in Wort, Foto, Audio und Video auf den Internetseiten der Stiftungen Rechnung.

Mit Freude konnten wir beobachten, dass ein großes und bis zum heutigen Tage anhaltendes Interesse insbesondere an den Ausführungen der Vortragenden während des Symposiums und der Podiumsdiskussion besteht. Bis Anfang Februar 2019 haben mehr als 5.000 Nutzer auf unsere Dokumentation zugegriffen. Allein bei der Videodokumentation kamen dabei rund 2.530 Stunden an „Sendezeit“ (entspricht etwa 105 Tagen) zusammen. Auch diesem Interesse wollen wir mit dieser Broschüre entgegenkommen.

[www.leipziger-medienstiftung.de/de/schicksalsgemeinschaft/dokumentation/](http://www.leipziger-medienstiftung.de/de/schicksalsgemeinschaft/dokumentation/)

## Impressum

V. i. S. d. P.: Stephan Seeger

Konzept und Koordination: Martin Fiedler

Redaktion: Volker Tzschucke & Martin Fiedler

Layout: Andreas Lamm

Druck: FRITSCH Druck GmbH Leipzig

Stiftungen der Sparkasse Leipzig

Menckestraße 27

D-04155 Leipzig

Tel.: (+49) 0341 – 56 296 61

Fax: (+49) 0341 – 56 296 63

E-Mail: [info@leipziger-medienstiftung.de](mailto:info@leipziger-medienstiftung.de)

[www.leipziger-medienstiftung.de](http://www.leipziger-medienstiftung.de)

[www.kultur-und-umweltstiftung.de](http://www.kultur-und-umweltstiftung.de)

[www.sparkassenstiftung-torgau-oschatz.de](http://www.sparkassenstiftung-torgau-oschatz.de)



stiftungen  
der sparkasse leipzig

Mit freundlicher Unterstützung

 Sparkasse  
Leipzig

[www.sparkasse-leipzig.de](http://www.sparkasse-leipzig.de)